

PETER HOWARD

IDEEN
HABEN BEINE

HERBERT LANG & CIE
VERLAG · BERN

*Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1945
bei Frederick Müller, Ltd., 29 Great James Street, London, W. C. 1
unter dem Titel: Ideas have legs*

*Alle Rechte für diese deutsche Ausgabe ausdrücklich vorbehalten
Copyright 1948 by Verlag Herbert Lang & Cie • Bern
Ausstattung und Druck von Benteli AG • Bern-Bümpliz
Printed in Switzerland • Imprimé en Suisse*

I

DU UND ICH

Du und ich leben in einem Zeitalter, in welchem Millionen von Menschen beständig den Tod vor Augen haben.

Niemals, seit der Mensch begann, die von Gott geschaffene Welt sich untertan zu machen, ist menschliche Todesqual von Menschen für Menschen mit derartiger wissenschaftlicher Genauigkeit und derartigem Erfolg organisiert worden.

Aber etwas müssen die Menschen noch lernen. Wir können keinem der Millionen Körper, die wir zerstören, das Leben wieder zurückgeben.

Es sind unsere Körper, deiner und meiner, die es uns ermöglichen, miteinander zu reden, obgleich wir uns vielleicht nie getroffen haben. Die Sehnen deiner Hand spannen sich und ergreifen diese Seiten. Die Nerven deiner Augen senden die gedruckte Botschaft zu jenen drei Pfund Flüssigkeit, Haut und fester Materie, die in dem engen und knöchigen Gehäuse des Schädels eingeschlossen liegen, und die wir das Gehirn nennen.

Die Sehnen meiner Hand ergreifen und führen die Feder – zunächst sanft in das Tintenfaß – dann in Wirbeln, Strichen, Punkten und Zwischenräumen über das Papier. Meine Augen huschen über das Blatt wie

ein Flugzeug, das eine entfernte Artilleriestellung erkundet. Sie funken einen Strom von Nachrichten zu meiner Dreipfundration schwammiger, zitternder, grauer Materie, sodaß das Gehirn imstande ist, Form, Größe und Aufeinanderfolge der Buchstaben genau zu kontrollieren, durch welche seine Gedanken von mir zu dir übertragen werden.

So sitzen wir hier, Du in deinem Stuhl und ich in meinem. Unser Geist und Herz begegnen sich mit Hilfe unserer Körper. Denn diese unsere Körper sind Maschinen, die unendlich komplizierter und vollkommener sind als irgend etwas, das der Mensch zu ihrer Zerstörung ersonnen hat. Aber wir sind so sehr an sie gewöhnt, daß uns ihr Wunder entgeht.

Wir sind künstlich und fein bereitet. Die Chemiker sagen uns, daß unsere Körper aus Wasser, Pottasche, Eisen und Phosphaten bestehen, die man in Flaschen füllen, mit Schildchen versehen und in Schränken aufbewahren kann. Aber das ist noch nicht das Ende der Geschichte. Es gibt etwas in unserem Körper, was wir nicht auf Wasser und Chemikalien zurückführen können.

Es ist dieses Etwas, das dich in die Lage versetzt, das Gedruckte zu verstehen, welches du mit Gehirn und Auge wahrnehmen kannst. Unsere Arme und Beine, unser Gehirn, unsere Hände und Augen werden eines Tages zerfallen und sich wieder in ihre Elemente auflösen, um so den unendlichen Ozean zu füllen, mit den Wolken dahinzuziehen oder Staub und Schmutz in

Städten zu sein, die wir niemals gekannt haben. Aber es gibt eine Stimme im Menschen, die ihm sagt, daß es darüber hinaus noch etwas gibt, das ihm für immer gehört und wofür er verantwortlich ist.

Du und ich, wir kennen einander. Durch dieses Etwas in uns beiden wird es uns möglich, Herzen zu rühren ohne daß sich Hände berühren.

Mir schlug das Herz höher, genau wie dir, als ich die Schönheit der grünen Wiesen sah und das Rauschen des Windes in den Bäumen hörte.

Ich habe den Geschmack der Speisen geliebt. Ich habe meinen Körper in der Wärme der Sonne und am Feuer gereckt und gestreckt.

Ich habe Schmerz empfunden und Frieden, wenn der Schmerz vorüber war. Ich kenne die Furcht und auch die Scham, welche dem Furchtsamen den Mund verschließen, damit die andern nicht sein Geheimnis erraten.

Ich habe vor Kälte gezittert und in der Hitze jener Erregung gesprochen, die verletzt, sich freut zu verletzen und es nachher vergeblich bedauert. Ich kannte Begierden und Streit, habe geschlafen, geliebt und gearbeitet und frohe und trübe Tage in wechselnder Folge erlebt.

Der Tod hat mich mit seiner unheimlichen Hand berührt, desgleichen das Leben mit seinem geheimnisvollen Finger, als meine Kinder ihre Gesichtchen verzogen und zum erstenmal atmeten.

Wir sind Geschwister, du und ich, Gefährten auf einer Reise und Kameraden auf einem Kreuzzuge. Jung oder alt, reich oder arm, Mann oder Frau, schön oder häßlich, betrunken oder nüchtern, wir sind die gewöhnlichen Männer und Frauen aus dem Volke. Wir sind ein Teil seiner Vergangenheit.

Wir sind auch seine Zukunft. Durch die Kraft der Menschen wird ein neues Zeitalter erzeugt und geboren. Niemals wurde ein neues Zeitalter auf andere Art geboren.

Denn in dem Gefäß des menschlichen Körpers ist die gewaltigste Sprengkraft aufgespeichert, welche die Geschichte kennt – die Sprengkraft der Ideen.

Kinder des Staubes sind wir, schwach und zerbrechlich. Das gewöhnlichste Wasser kann das edelste Leben beenden. Aber aus unserm Geiste werden Ideen geboren, welche die Himmel erobern, Nationen zerbrechen und neu aufbauen, die Abgründe des Ozeans erforschen und Hitze und Gase der entferntesten Sterne im Universum messen.

Eine Idee, die durch die Leidenschaft eines Herzens erzeugt und geboren ist, kann das Leben von Millionen entscheidend formen und große Nationen zum Untergang oder zur Erfüllung ihrer Bestimmung führen. Wir haben dies mehr als einmal zu unserer Lebzeit mitangesehen.

Es marschieren heute in der Welt Ideen wie Armeen. Ideen marschieren schneller als Armeen. Sie sind ihnen

voraus und folgen ihnen nach. Sie brauchen keine Schiffe, um über die Meere zu gelangen. Sie werden auch nicht von Befestigungen an der Grenze aufgehalten.

Geschichtsumwälzende Ideen pochen heute an die Herzen der ganzen Menschheit. Da ist die Idee, daß eine *Klasse* herrschen sollte, oder daß ein *Stand* herrschen sollte, oder daß eine *Rasse* herrschen sollte, oder daß eine *Gruppe* von Völkern herrschen sollte.

Aber am Ende werden alle diese Ideen scheitern. Denn eine Idee ist dazu bestimmt, heute und in diesem Zeitalter über alle andern zu triumphieren, um schon zu unserer Lebzeit jene neue tapfere Welt zu bauen, die alle aus vollem Herzen ersehnen, an welche aber nur wenige mit ganzem Herzen glauben.

2

MUSTER OHNE WERT

Ideen wandeln Menschen um. Ideen formen Nationen.

So viele Ideen rufen das menschliche Herz während seiner Reise von der Wiege zum Grabe zur Gefolgschaft auf. Wenn Millionen einfacher Männer und Frauen dem gleichen Stern zu folgen beginnen, wird Geschichte gemacht.

In hundert Jahren, wenn die Qual, die Tränen und das Blut nur noch ein Schatten sind, und wenn die großen Linien der Ereignisse klar und nüchtern gesehen werden können, werden die Geschichtsschreiber den Ideen, welche die Menschen ergreifen und den Charakter der Völker nach einem Kriege ändern, mehr Bedeutung beimessen, als dem Kriege selbst.

Sie werden sehen, daß der Krieg nur das Symptom der Krankheit eines Zeitalters und nicht die Krankheit selbst ist.

Welche großen Kräfte und Ideen ergriffen das Leben von Millionen Menschen nach 1918 und brachten sie auf den Weg der Katastrophe?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir aus den Jahren zwischen den Kriegen ein Beispiel herausgreifen und den Einfluß der Ereignisse auf dasselbe prüfen.

Ich selbst will dieses Beispiel sein. Ich gleiche dem Stoffmuster, welches man Kunden als Muster ohne Wert zuschickt, ehe sie kaufen.

Ich bin ein gutes Muster, denn ich bin ein typisches Produkt unseres Zeitalters. Mein Charakter wurde zwischen den Kriegen geformt. Meine Erlebnisse sind denen gleich, die den Charakter von Millionen geformt haben – Tränen und Triumph, Mühe und Erschöpfung, Liebe und Haß, Scherz und Spiel, Armut und Wohlstand, Lachen und Müßiggang und Betrieb. Gewöhnliche Dinge in gewöhnlichen Menschen, welche das Schicksal von Nationen bestimmen.

Das Normalste an mir ist die Tatsache, daß ich mir viele Jahre hindurch etwas darauf einbildete, ein bißchen ungewöhnlich zu sein – intelligenter als viele, hübscher als die meisten und mit Fähigkeiten ausgestattet, die ich selbst voll zu schätzen wußte, von denen aber vielleicht die Welt nicht völlig begeistert war.

Wie die meisten gewöhnlichen Menschen habe ich Kindheitserinnerungen. Und eine davon gehört in diesen Bericht. Es handelt sich um einen Mann. Er hieß Arthur und war mein Onkel. Onkel Arthur war mager und stählern. Er war blauäugig und blond, nicht wie die andern Howards dunkelhaarig und dunkelhäutig. Er war der Held meiner Jugend, so fröhlich und so tapfer. Er war ein wundervoller Fußballspieler, und die Menge brüllte vor Begeisterung, wenn er mit dem Ball vorstürmte.

Einmal setzte er mich auf seinen Rücken und rannte

mit mir die Straße entlang, so daß ich den Windzug verspürte und mich zugleich gefährdet und doch vor der Welt geborgen fühlte. Es war, als ob ich im Krähenest eines hochmastigen und schlanken Schiffes durch die stürmische See getragen würde. Ich fühlte Erleichterung und Bedauern zugleich, als Onkel Arthur mich wieder absetzte. Ich sagte: «Noch einmal, Onkel, noch einmal», und schluckte dann vor Furcht, als er mich ergriff und wieder hochnahm.

Onkel Arthur zog nach Frankreich, um gegen die Deutschen zu kämpfen. Ich sah ihn in Uniform, bevor er abfuhr. In meiner kindlichen Vorstellung erschien er mir wie ein unverwundbarer Eroberer.

Die Familie hatte ihm einen patentierten Körperschutz gegeben. Dieser bestand aus einer kugel- und splittersicheren Stahlweste. Sie bedeckte den Rücken vom Halse bis zur Hüfte. Onkel Arthur machte seine Witze darüber, als er sich verabschiedete.

Diese Abschiede der Jahre 1914 bis 1918, als eine Generation junger, kraftvoller und unternehmungsfreudiger Männer hinauszog und eine Million weniger nach Hause kam, sind unvergeßlich und unvergessen.

Ich erinnere mich, ich erinnere mich – ich war damals ein Kind. Die Züge fuhren voller Truppen fort und kehrten voller Verwundeter in der Abenddämmerung zurück.

Es gab fieberhafte Jubelrufe und hektisches Gelächter unter dem Staub, Dampf und Rauch.

Die Lieder «It's a long way to Tipperary», «Pack up your troubles», «Keep the homefire burning» – die Gewalt dieser Musik zerriß das Herz. Es waren die letzten Worte, die so viele Mütter, Frauen und Töchter von ihren Söhnen, Männern und Vätern hörten, als die Züge, zuerst langsam und dann mit wachsender Geschwindigkeit in Richtung Süden in der Dunkelheit verschwanden.

Nachdem die Züge fort waren, gab es ein plötzliches Schweigen – die Unterhaltung erstarb, niemand brauchte mehr fröhlich zu tun, um so die Jungen mit der Erinnerung an ein Lächeln fortzuschicken – die Gruppen von Frauen, ein Sinnbild der Stärke, Entschlossenheit und des Ruhmes Großbritanniens, standen einen oder zwei Augenblicke lang schweigend da und starrten den roten Schlußlichtern des Zuges nach, dann wandten sie sich um und verschwanden ruhig und schnell, gesenkten Hauptes, durch die Schranken, ihren leeren Heimen entgegen.

Es war etwas Würdevolles und Ergreifendes um diese Eisenbahnstation im Süden Englands während des ersten Weltkrieges, eine Atmosphäre des Opfers und der Hingabe, die selbst ein Kind spüren konnte. Ich glaube, daß die Tausende unbekannter Tränen und Gebete, die aus tapferen Herzen emporstiegen, jenen Plätzen ihre Weihe gaben.

Onkel Arthur und ein Feldweibel gingen eines Nachts als Spähtrupp in das Niemandsland. Irgend je-

mand in den deutschen Linien feuerte eine Leuchtrakete ab. Onkel Arthur und der Feldweibel warfen sich platt auf den Boden. Eine Granate explodierte in der Nähe. Dann sagte der Feldweibel: «Es ist vorbei, wir können wieder aufstehen.»

Onkel Arthur antwortete: «Ich versuche aufzustehen, aber es scheint, daß es nicht geht.» Und in der Tat stand er niemals wieder in dieser Welt auf seinen Füßen, obgleich er nahezu sieben Jahre zum Sterben brauchte. Sie brachten ihn auf einer Bahre in ein Feldlazarett. Ein Granatsplitter hatte sein Rückenmark verletzt. Der Splitter hatte die Größe eines halben Stück Zuckers. Er war etwa in der Mitte des Rückens ins Mark eingedrungen, gerade an der Stelle, wo der Körperschutz am wirksamsten gewesen wäre. Aber Onkel Arthur war nicht nur fröhlich, sondern auch großzügig. Bei jenem Spähtrupp war der Feldweibel mit dem Tragen des Körperschutzes an der Reihe gewesen.

Onkel Arthur konnte niemals mehr aus eigener Kraft die untere Körperhälfte bewegen.

Es ist für ein Kind ein düsteres Schauspiel zu sehen, wie ein lebendiger Mensch von Jahr zu Jahr, von Woche zu Woche, von Tag zu Tag verfällt. Onkel Arthurs untere Körperhälfte schrumpfte zu seinen Lebzeiten zu einer Mumie zusammen, seine tüchtigen Beine, welche gelaufen und gesprungen waren und den Ball unter dem Jubel der Menge getreten hatten. So zusammengefallen war dieser mächtige, wertvolle Mensch.

Er starb.

Für die meisten Familien ist die ganze Grausamkeit und Traurigkeit des Krieges in irgendeiner persönlichen Tragödie, wie der meines Onkels Arthur, verkörpert.

Ich wuchs zwischen zwei Kriegen auf. Ich verabscheute den Krieg. Ich sah seine Sinnlosigkeit. Ich glaubte, daß Onkel Arthur in den Krieg gezogen sei, damit es keine Kriege mehr gäbe, und daß daher ein Krieg für mich nicht mehr in Frage käme. So tat ich nichts Wirksames dagegen.

Ich mißbilligte ihn in meinem Herzen und mit meinem Verstande und glaubte, daß dies genüge. Ich bildete mir ein, daß es keinen Krieg mehr geben werde, wenn genug Menschen ihn ablehnten. Dies war ein tragischer Fehler. Die Mehrheit der Menschen wollte nichts vom Kriege wissen, aber der Krieg kam dennoch wieder.

Ich glaubte eine Zeitlang an den Völkerbund, weil er alle die vagen Bestrebungen und Ideale verkündete, die an sich sehr schön waren und die ich bejahte, ohne daß sie mich jedoch zu irgendeinem persönlichen Einsatz aufgerufen hätten.

Ich erkannte jedoch damals noch nicht, daß der gute Wille eines Menschen oder eines Volkes keine Antwort auf den Eigenwillen eines Menschen oder eines Volkes ist; denn das eine ist ein Gemütszustand, das andere eine Kraft. Und wenn eine Kraft auf einen Ge-

mühszustand stößt, so wird dieser mit Gewalt beiseite gedrängt.

Denn während ich mich wie Millionen meinesgleichen in Großbritannien von Zeit zu Zeit für die Notwendigkeit begeisterte, bestimmte Dinge zu beseitigen, die wir nicht liebten, hatte unser Land keinen Glauben, der groß genug gewesen wäre, die Herzen jedes Bürgers für einen Einsatz zu entflammen. Aber in andern Teilen der Welt marschierten Millionen Menschen für neue Weltanschauungen.

Irgendwo auf der andern Seite im Niemandsland kroch in der gleichen Nacht, in der Arthur getroffen wurde, ein einsamer und egozentrischer Künstler in einem Graben herum. Er war Gefreiter. Er hieß Adolf Hitler.

Er formte eine Idee. Er aß, schlief, arbeitete, log und kämpfte dafür. Im Herzen dieses Unbekannten war ein solches Feuer, daß es Millionen entflammte, die Zivilisation erschütterte und den Mut und die Opfer von Arthurs Generation illusorisch machte.

Die Macht der Idee Hitlers gab Deutschland für einige Zeit neue Kräfte, machte es wahrscheinlich zur meistgehaßten Nation auf Erden, erschütterte die alte Ordnung so, daß sie nie wieder hergestellt werden kann und brachte über Männer, Frauen und Kinder in der ganzen Welt solches Leid, daß es jede menschliche Vorstellungskraft übersteigt, und diese Idee war nahe daran zu triumphieren.

3

DER ROTE LENIN UND DIE WEISSEN FRACKHEMDEN

Hitlers Idee war nicht die einzige große Idee, die nach dem ersten Weltkrieg über die Menschheit hereinbrach. Es war nicht die einzige große Idee, die marschierte, als ich wie Millionen meinesgleichen zum Manne heranwuchs.

Denn im Jahre 1917 entdeckten die Deutschen eine Geheimwaffe, welche mit einer einzigen Explosion einen ihrer furchtbaren Gegner aus dem Kriege herauswarf.

Diese Geheimwaffe befand sich in dem gewölbten Schädel des Vladimir Ilyich Ulyanow, in der Welt unter dem Namen Lenin bekannt. Die entscheidende und zerstörende Wirkung seiner großen Idee auf eine Nation wurde von den Deutschen so gut erkannt und so sehr gefürchtet, daß sie Lenin in einem versiegelten Eisenbahnwagen aus der Schweiz durch ihr Land fahren ließen und so nach Rußland schmuggelten. Er rief dort eine Revolution hervor, die ein für allemal die Struktur dieses Landes geändert hat.

Lenins Idee ist eine der mächtigsten unter den neuen Ideen, die heute marschieren. Sie hat augenfällige Erfolge errungen. Aus dem versiegelten Wagen stieg im

Jahre 1917 ein Mann heraus, dessen auf ein einziges Ziel gerichtete Leidenschaft die Struktur jeder Nation in der Welt mehr oder weniger durchdrungen hat. Sie arbeitet wie Hefe, um die bestehende Ordnung zu stören und schließlich umzustürzen.

Als Lenin 17 Jahre alt war, wurde sein Bruder wegen eines Attentatversuches auf den Zaren gehängt. Lenin begann zu hassen. Der fanatische Genius dieses harten und glänzenden Geistes, dieses rücksichtslosen Willens, brannte vor Haß gegen die Macht und den Reichtum des Zaren, der seinen Bruder vernichtet hatte. Er faßte den Entschluß, die Herrschaft einer Klasse durch die Herrschaft einer andern zu ersetzen.

Er sah sich um und sah den Haß der Massen gegen den Zaren, der so erbittert war, daß bewaffnete Söldner an den Eisenbahnstrecken zum Schutz gegen Zwischenfälle aufgestellt werden mußten, wenn der Zar eine Reise machte.

Er sah den Luxus und das üppige Wohlleben bestimmter Schichten inmitten von Hungersnot, Korruption und Grausamkeit.

Er sah, wie die hohe «Gesellschaft» den Massen die christliche Moral aufdrängen wollte und selbst eine niedrige Gassenmoral annahm.

Mit einer dynamischen Energie und Fähigkeit, die ihresgleichen in der Weltgeschichte suchen, die die Grundfesten der Welt erschüttern und auch heute noch Völker zu Boden reißen können, machte er sich an die

Arbeit, ein Chaos zu schaffen, damit daraus seine Idee einer neuen Weltordnung emporsteigen könne.

Er wußte, daß dies eine ungeheure Aufgabe war. Aber er stellte auch eine ungeheure Kraft dar. Er sagte: «Die Diktatur des Proletariates ist ein unaufhörlicher, blutiger Kampf, ein Kampf der hundertmal schwieriger, viel länger und viel verwickelter ist als der blutigste Krieg, der zwischen zwei Völkern möglich wäre.»

Lenin ist einbalsamiert. Man kann heute noch seinen Schnurrbart sehen, seine berechnende, mächtige Stirn und sein wie aus Stein gemeißeltes Kinn. Er wurde in Moskau durch Chemikalien vor dem Verfall bewahrt. Aber sein lebendes Denkmal ist seine Idee in der Welt, die er verlassen hat, nicht die kalten, mumienhaften Gesichtszüge, die von jenen konserviert wurden, welche infolge seiner Leidenschaft keinen andern Gott zu verehren wußten.

Lenins Idee zog mich an und ich glaube, daß dies mehr oder weniger für Millionen jener Zeit zwischen den Kriegen gilt. Oft war ich erbittert und sprach voll Bitterkeit über das Elend der Armen in meinem eigenen Lande, einem der reichsten Länder der Welt. Zu einer Zeit, als die Arbeitslosigkeit in Großbritannien nahezu die 3 Millionen-Grenze erreicht hatte, reiste ich durch die Bergwerksgebiete, wo schon Generationen tapferer Leute im Schweiß ihres Angesichts, in Dunkelheit und Gefahr gearbeitet hatten, um die

häuslichen Herde und die Hochöfen unseres Volkes warm zu halten.

Auf einer Straße sah ich zwanzig oder dreißig Kinder spielen. Ich hielt an, um sie zu beobachten. Und in demselben Augenblick empfand ich Ärger, Mitleid und Scham, eine Mischung aller tiefen Gefühle des menschlichen Herzens, denn ich sah, daß fast jedes dieser Kinder mißgestaltete Beine oder Gelenke hatte.

Sie waren durch Unterernährung geschwächt, denn zu jener Zeit kam nur wenig Geld in die Bergwerksgebiete.

Als ich mit einem Parlamentsmitglied über diese Tragödie sprach, sagte er: «Ja, das ist gewiß sehr traurig, aber wenn die Arbeitslosen mit ihrem Stempelgeld Milch für die Kinder, statt Bier für sich selber kaufen würden, ginge es ihnen besser.»

Vielleicht lag in dieser Bemerkung ein Körnchen Wahrheit. Ich weiß es nicht. Aber es klang so zynisch und ging so am Kern der Sache vorbei, daß mich die Wut packte. Ich verfluchte Gott und die Menschen und insbesondere diesen Menschen. Gerade dieses Gefühl der Enttäuschung, das in dem Herzen des Einzelnen in schwachen Augenblicken hochkommt, wenn Glaube und Hoffnung hinter dem Horizont verschwunden sind, wurde von Lenin gefördert und zu einer weltumspannenden, revolutionären Bewegung zusammengeschweißt. Wäre der eiserne Russe damals bei mir gewesen, so hätte es mir ein Vergnügen be-

reitet, jenen Abgeordneten an dem nächsten Laternenpfahl aufzuhängen. Aber irgendwo in meinem Herzen bewegte mich wieder die nagende Frage: «Die menschliche Armut und das Elend sind niederträchtig – aber wird es dadurch besser, daß man Menschen nur deshalb aufhängt oder erschießt, weil sie zufällig reich sind?»

Ich glaubte an die Gerechtigkeit und verstand darunter nicht nur Gerechtigkeit für diejenigen, die ich liebte gegen diejenigen, die ich nicht liebte, sondern die alte, demokratische Auffassung der Gerechtigkeit für alle.

Irgendwie konnte ich nicht an eine Gerechtigkeit glauben, welche den Terror gegen eine bestimmte Rasse oder Klasse verordnete, wie sehr ich auch manchmal das Wirken einer solchen Gerechtigkeit begrüßt habe.

Als Lenin das Strafgesetz für Sowjetrußland erließ, erklärte er: «Das gesetzliche Verfahren ist nicht dazu bestimmt, den Terror zu ersetzen, sondern ihm durch ein fundamentales Prinzip eine starke Basis zu geben.»

Ich wollte keine Gerechtigkeit in Form von Terror, der auf einem fundamentalen Prinzip ruht. Ich hielt den Terror für falsch.

Aber hatte ich selbst die richtige Antwort? Ich beantwortete die Herausforderung der Slums, Armut und Arbeitslosigkeit mit einem schönen, leidenschaftlichen liberalen Geist, den ich für sehr edel hielt, der

niemand verletzte, am allerwenigsten mich selbst, und der, wie ich hoffte, schließlich die Dinge bessern würde.

Mein eigenes Heilmittel für die Zustände war ein zweifaches. Einmal griff ich heftig und aufrichtig die verantwortlichen Staatsmänner an und tadelte sie wegen ihrer Stümperei und Gleichgültigkeit.

Zweitens nahm ich mir vor, selbst eines Tages im Parlament zu sitzen und, wenn ich selbst die Macht erlangt haben würde, das in Ordnung zu bringen, was in unserem Volke falsch war. Ich hatte bessere Möglichkeiten als die meisten anderen, jene mit persönlichem Ehrgeiz gepaarte Kritik auszuüben, welche der höchste Beitrag war, den so viele von uns der Welt zwischen den Kriegen zu geben vermochten.

Ich arbeitete nämlich in Fleet Street bei der Presse. So war ich in der Lage, meine Ansichten Tag um Tag, Woche um Woche, auf Millionen von Frühstückstische zu bringen.

Sieben lange Jahre meines Lebens gab ich Fleet Street. Fleet Street gab mir als Gegenleistung Vergnügen, Ruhm und Geld. Es war eine viel umfassendere Gegenleistung, als Menschen sie gewöhnlich von den Dingen erhalten, denen sie ihr Leben widmen.

Um 9 Uhr abends begannen die massiven Eisenbetonbauten in Fleet Street zu schwanken und zu zittern wie Korn im Abendwind. Der Dachfirst schwankt und

zittert in dem Augenblick, da die Maschinen 50 Fuß unter der Erdoberfläche zu rotieren beginnen und Millionen von Zeitungen in jede Ecke Großbritanniens schleudern, ehe der Tag anbricht.

Das Leben in Fleet Street ist wie eine Wanze. Es bohrt sich in die Haut hinein bis aufs Blut.

Es gibt eine gute und fröhliche Kameradschaft und eine lebhaftere Betriebsamkeit innerhalb der Zunft zur Druckerschwärze. Das Leben schmeckt dort würzig. Sein Aroma ist kräftig und greift an die Kehle.

Man gehört zur Welt, steht in der Welt und doch über der Welt. Man überblickt das Leben wie vom Krähenneest an der Mastspitze, und die Wellen und Gezeiten der Menschheit steigen empor, kämpfen und brechen sich um einen herum. Man sieht die Mühe und den Triumph, das Leiden und den Erfolg, die Tränen und den Tumult, die Klagen und den Applaus. Man ärgert sich und freut sich der Sympathie – denn jeder gute Zeitungsmann muß in seinem eigenen Herzen die Bewegungen und Motive, die er beschreibt, fühlen und verstehen. Und doch bleibt man beständig Zuschauer und Beobachter.

Doch gibt es auch heute noch einige in Fleet Street, nicht viele, aber eine tapfere Schar, die ihre Feder ohne Leidenschaft und Vorurteil führen, Diener der Wahrheit und Meister der Menschlichkeit. Und doch kann es dort zugehen wie im Dschungel. Der Vorderste überlebt, der Letzte geht zugrunde. Die Neben-

flüsse und Gewässer rund um Fleet Street sind angefüllt mit denen, die aus dem einen oder anderen Grunde nicht fest auf beiden Füßen standen und von der Flut weggeschwemmt wurden.

Journalisten setzen sich selten zur Ruhe, obgleich sie alle behaupten, sie sehnten den Tag herbei, an dem sie es tun können. Einige erreichen das Höchste in ihrem Beruf, andere ergeben sich dem Trunk, werden hinausgeworfen oder gehen in die Politik. Aber sie bleiben der schwarzen Kunst treu.

Es gibt einem ein Gefühl der Macht zu wissen, daß die Worte, die man spät schreibt, das Denken von Millionen Familien am kommenden Morgen beeinflussen werden. Viele Journalisten, deren Namen man nicht einmal kennen würde, sind der Ansicht, daß sie einen größeren Einfluß auf die öffentlichen Ereignisse ausüben, als einige bekannte Politiker, die von einer Wahl zur andern ihre Reden halten. Und die Journalisten haben recht.

Wie sehr kann doch das Schicksal ganzer Völker durch Kleinigkeiten beeinflußt werden. Mehr als einmal habe ich heftige, bissige Leitartikel gesehen, die bei den Ministern Verwirrung hervorriefen und Kabinette erschütterten. Und heimlich mußte ich lachen, denn ich wußte, daß der Stachel im Leitartikel darauf zurückzuführen war, daß der Schreiber sich mit seiner Geliebten überworfen, oder zuviel getrunken und sich wie ein Esel benommen hatte.

Ich machte meine Examen an der Fleet Street-Universität. Ich sah, wie die Räder liefen – nicht die großen, sichtbaren Räder, sondern die kleinen innerhalb der Lebensmaschine, welche die Dinge in Bewegung bringen. Ich lernte das Öl kennen, welches das Wasser besänftigt, und das Fett, welches den Weg zum Erfolg glatt macht.

Und dieses Öl und Fett, welches ein so unentbehrlicher Bestandteil der Welt zwischen den Kriegen war, spielte in meinem eigenen Leben eine große Rolle. Je mehr ich die Technik des Schmeicheln und Bartkraulens lernte, die man zum eigenen Fortkommen braucht, desto mehr verschwanden meine schönen Ideale.

Manchmal, wenn ich in der Fleet Street arbeitete, nach Lob und Anerkennung für meine Artikel hungerte und bekümmert war, wenn sie heruntergerissen oder nicht beachtet wurden, mußte ich an die Sonntagnachmittage meiner Kindheit denken. Ich verbrachte sie in der Kirche – es war ein regelmäßiger und zwangsweiser Besuch.

Es war im Kindergottesdienst. Von der Kanzel her stellte der Geistliche Fragen, welche die Kinder beantworten sollten. «Wer tötete den Riesen Goliath», fragte er.

Die Hälfte der Kinder war zu verschüchtert, um dieser Gestalt im weißen Ornat zu antworten, die dort über ihnen thronte. Die andere Hälfte wußte die Antwort nicht. Ich gehörte zu beiden.

Aber der knochige Ellbogen meines erwachsenen Begleiters gab mir einen Stoß. «David», flüsterte die Stimme in mein Ohr. Dann noch einen Stoß: «Los, sag' David». Und gehorsam murmelte ich «David» von unserem Kirchenstuhl aus.

«Sehr schön, sehr schön», bemerkte der Geistliche von hoch oben und ein Lächeln, wie der Schein der aufgehenden Sonne, huschte über den Ornat, während mein Begleiter stolz umherblickte und die Bewunderung für sich einheimste. Natürlich verlor ich sehr bald meine Furcht davor, dem Geistlichen zu antworten. Denn ich liebte den Ruhm des Lobes und das warme Gefühl, im Mittelpunkt bewundernder Blicke zu stehen. So jung ich war, ich hungerte danach. Sobald der Geistliche seine Fragen stellte, horchte ich eifrig auf das prompt kommende Geflüster von rechts und schrie die Antwort schnell heraus, damit mir niemand zuvorkomme. In dieser Hast rief ich einmal «Abraham», während die Antwort «Ahab» hätte lauten sollen.

25 Jahre später war ich ein berühmter politischer Schriftsteller, stand vor den Gipfeln des Erfolges und erstürmte einen nach dem andern.

Und doch dachte ich oft an die Kirche von Brighton.

Dann erhielt ich eine Einladung zu einem der traditionellen Essen der Gilden der Londoner City und sollte eine Rede als Antwort auf die Trinksprüche der Gäste halten.

Ich hatte nie ein solches Essen mitgemacht, doch ich sagte zu.

Einige Tage vor dem Bankett erhielt ich eine Liste der Gäste, denen ich antworten sollte. Es befanden sich darunter die Namen einiger der erfolgreichsten Menschen unseres Landes, Männer, in deren Händen das Geschick der Regierung unseres Landes und unserer Wirtschaft in jenen Jahren zwischen den Kriegen lag. Jeder würde die Namen kennen, wenn ich sie hier zu Papier brächte.

Meine Gefühle beim Erhalt dieser Liste waren gemischt. Ich war erregt über die Gelegenheit, die sich mir bot, hatte aber Angst vor einem Mißerfolg.

Damals arbeitete ich in enger Verbindung mit Lord Beaverbrook. Fast täglich war ich stundenlang in seiner Gesellschaft.

Lord Beaverbrook ist ein Mensch mit klarem und tiefem Wissen. Er ist im Leben in die Schule gegangen. Sein Lieblingsthema ist die menschliche Schwäche. Er kennt sie von allen Seiten, von oben nach unten, von einem Ende zum andern.

Ich erzählte ihm, in welcher Lage ich mich befand. Ich fragte ihn, was ich in meiner Rede sagen sollte. Er saß vor uns, eine kleine Gestalt in einem großen Stuhl. Ein breites Lachen legte sein Gesicht in Falten. Er sagte: «Peter, gieße ihnen das sanfte Oel der Schmeichelei den Rücken hinunter. Du wirst feststellen, daß die Menschen nie genug davon bekommen können,

wie sehr sie auch immer behaupten, daß sie es nicht mögen.»

Ich arbeitete eine Rede aus, die einen freundlichen Hinweis auf jeden hervorragenden Gast enthielt. Sie schien mir den Höhepunkt der Schmeichelei darzustellen. Ich las sie Lord Beaverbrook vor.

Er war nicht einverstanden damit. Er kritisierte, daß meine Hinweise nicht ölig genug seien.

Ich schmückte meine Sätze nach den Anregungen Lord Beaverbrooks neu aus. Als mein Augenblick beim Bankett in der City gekommen war, erhob ich mich. Ich schüttete mein Lob mit dem größten Anschein von Aufrichtigkeit aus, den ich aufbringen konnte. Mein weißer Schlips und mein Frack gaben den richtigen Akzent dazu. Als ich mich setzte, durchzuckte mich der Gedanke: «Dies war zu viel. Niemand kann diese Dosis schlucken.»

Der Beifall war wie eine Kanonade. Ich war ganz zweifellos der Erfolg des Abends. Ein hervorragender Gast schüttelte mir die Hand und sagte: «Wenn ich so sagen darf, Howard, so sind Sie ein sehr bemerkenswerter junger Mann».

«Gieße ihnen das sanfte Oel der Schmeichelei ihren Rücken hinunter – die Menschen können nie genug davon haben.» Lord Beaverbrook hatte recht. Ich spürte es selbst. Ich merkte, wie mein Herz vor Freude über das Kompliment, das man mir gemacht hatte, klopfte.

Als ich an jenem Abend im Taxi nach Hause fuhr, sah ich plötzlich im Geiste auf der Leinwand das Bild eines kleinen Jungen, der vor Jahren in seiner Kirche in Brighton saß, an seinem Hals einen Kragen der Eton-Schule, gespannt auf das Geflüster seiner Begleitung wartete, die Antwort herausrief und sich dann umblickte, um den Beifall entgegenzunehmen.

Eine oder zwei Wochen nach dem Bankett erhielt ich eine Einladung, die Tracht der City-Gesellschaft zu tragen, und ein Freibürger der Stadt London zu werden.

So stieg ich in der Welt empor. Ich lernte die Lehren des Lebens rasch und sah den Weg des Vorankommens.

Ich habe einmal von einem Politiker der Linken geschrieben: «Er kam nach London mit dem Feuer der Revolution in seinem Bauch – aber die andern löschten es mit Champagner aus.»

Dies galt wortwörtlich für mich selbst, je höher ich im Leben stieg.

Die schönen Dinge auf meinem Lebensweg stumpften meinen Groll gegen die schlechten Dinge auf dem Lebensweg der andern ab.

Der Erfolg wurde zum Selbstzweck, statt zu einem Mittel, das Unrecht in der Welt zu beseitigen. Ich war ein Teil jener um die Gunst der Menschen buhlenden Epoche, die so viel Zeit darauf verwandte, sich selbst Dinge zu sagen, die sie zu hören wünschte, statt der Dinge, die sie hätte hören sollen.

Ich war ein Teil des Zeitalters, in dem die Politiker Tatsachen über die Weltlage zurückhielten, wenn sie ihrer Parteipopularität schadeten.

Ich war ein Teil des Zeitalters, in dem die Zeitungen bis zum Vorabend der größten Explosion der menschlichen Geschichte Berichte über Fortschritte und Wohlstand brachten, weil sie wußten, daß diese Geschichten die Leute glücklich machten und die Voraussetzung für eine gute Einnahmequelle aus Annoncen bildeten.

4

KÖNIG SPORT

Mein Großvater war ein außergewöhnlicher Mensch. Er hieß Ebenézer, hatte einen Bart und war sehr beliebt.

Als er über 80 Jahre alt war, bat ich ihn in einer gewissen Angelegenheit um Rat. Ich hatte mich allerdings schon festgelegt, gleichgültig, welchen Rat mir mein Großvater geben würde. Aber ich hoffte, der alte Herr würde sich wegen meiner Anfrage geschmeichelt fühlen und sich darüber freuen. So fand folgende Unterhaltung zwischen uns auf dem Bahnhof Bexhill West statt, als wir auf seinen Zug warteten.

Ich: «Großvater, ich möchte dich in einer Angelegenheit um Rat fragen.»

Großvater, wütend: «Schön, Peter, du sollst meinen Rat haben, aber du wirst ihn ja doch nicht beachten.»

Ich, von der Richtigkeit seiner Feststellung betroffen: «Weißt du, ich möchte gerne wissen, ob ich ...»

Großvater: «Nimm dir nicht die Mühe, mir das alles zu erzählen, ich will es gar nicht hören. Mein Rat an dich und alle jungen Menschen ist: ‚Tut es nicht.‘ Dann tun sie es gewöhnlich doch, und hinterher tut es ihnen leid.»

Das war alles, was mein Großvater Eben Ezer sagte. Dann stieg er prustend in den Zug ein. Der Zug fuhr prustend aus dem Bahnhof. Ich blieb betroffen auf dem Bahnsteig zurück.

Ich möchte, um das Alter und die Weisheit meines Großvaters zu bestätigen, hinzufügen, daß ich es doch tat und es mir wirklich hinterher leid tat. Aber der Ratschlag «tut es nicht» wird der Jugend immer vom Alter gegeben und immer von ihr zurückgewiesen. Die einfachen Worte «tut es nicht» haben junge Menschen zu mehr ungehorsamen und verrückten Handlungen veranlaßt, als irgendeine andere Gruppe von drei Worten unserer Sprache.

Mein linkes Bein war die Ursache eines Ratschlags, der meine Laufbahn änderte. Mein linkes Bein ist von Geburt an geschwächt. Seit meiner Geburt war es nur wenig dicker als mein Handgelenk und ich konnte niemals meine Zehen strecken.

Als ich sieben Jahre alt war, verstauchte ich dieses Bein beim Fußballspiel mit meinen Freunden. Der Doktor sagte mir, als er sich die Verstauchung ansah: «Ja mein Sohn, Cricket ist ein besseres Spiel für Dich. Spiele keinen Fußball, spiele lieber Cricket.» Dann ging er fort.

Ich glaube, daß in diesem Augenblick der Wunsch in mir lebendig wurde, Fußballspieler zu werden. Da mein Vater und Onkel Arthur Rugby gespielt hatten, war Rugby das gegebene Spiel für mich.

Ich pflegte als kleiner Junge mein Taschengeld dafür auszugeben, mich unter die Menge auf dem Hügel von Twickenham zu mischen. Auf dem grünen Rasen vor uns, verkleinert durch die Entfernung, wob die Mannschaft das Muster des Spiels, unübertrefflich in Genauigkeit und Kunst, unempfänglich für Zurufe, ein Sinnbild der Kraft, Haltung und Zielbewußtheit.

Und dann gab es dort die Fröhlichkeit, den rauhen Humor und die Wärme einer britischen Volksmenge, das Trampeln mit den Füßen und die Rufe und das Geschubse, als die Terrassen sich zu füllen begannen, den Mann mit dem Megaphon, der Anweisungen gab und uns geduldig unsere Plätze anwies, während wir ihn abwechselnd neckten und ihm zujubelten.

Es gab Orangen und belegte Brote, Klappern, Pfeifen und Gesänge. Es gab Dudelsäcke beim Spiel gegen Schottland, grüne Hüte und Wimpel für Irland und für die von Wales das Lied «Land meiner Väter», das von 70 000 so gesungen wurde, daß man den Atem anhielt und die Augen sich mit Tränen füllten – einen Augenblick später das übliche große Gelächter, als ein kleiner Mann aus Wales auf dem Feld auftauchte und heraufkletterte, um den traditionellen Lauch an der Querlatte zu befestigen, während die Polizei in ihren blauen Uniformen unerschütterlich und massiv mit ausgestreckten Armen darauf wartete, daß er wieder herabsteige.

Dann kam der betäubende Lärm der Begrüßung, als

jede der Mannschaften auf das Feld lief – das Mitschwingen und Stöhnen der Menge. wenn ein feiner Angriff gerade kurz vor der Linie endete. Oh, die Kameradschaft, Leidenschaft und der Humor einer britischen Volksmenge gehört wirklich zum Herzblut unserer Nation. Darauf folgten Geräusch und Aufruhr, als der Schlußpfeiff ertönte – und plötzlich stand jedermann, Spieler und Zuschauer, barhäuptig und still an seinem Fleck, als die Kapelle die Melodie von «God save the King» spielte.

Dann kam die Heimfahrt in der Untergrundbahn oder dem Autobus, wo man mit Menschen zusammen stand und sprach, die man nie zuvor gesehen hatte und nie mehr nachher sah, gute Bekannte eines Nachmittags, alle geeint durch die Liebe zu einem Nationalsport.

Man versteht Großbritannien und liebt es, wenn man eine britische Volksmenge liebt und versteht. Könige, Gouverneure, Prinzen, Politiker gehen ohne Schutz und ohne Furcht inmitten unserer Volksmenge.

Durch die Volksmengen in Twickenham, nahm mein Vaterland in jenen Tagen meiner Kindheit zum erstenmal Besitz von meinem Herzen und behielt es für immer.

Damals wünschte ich nichts sehnlicher, als ein Rugby-Internationaler zu werden. Der lange Weg und die Schwierigkeit zur Verwirklichung dieser Vision erhöhte nur ihren Zauber.

Einige Jahre später, an einem Herbstnachmittage, sah ich mir die Greyhounds, die zweite Mannschaft der Universität Oxford, bei einem Spiel an. Einer der Fünfzehn wurde krank. Durch eine merkwürdige Verkettung von Zufällen war ich der einzige verfügbare und brauchbare Spieler, der die Lücke ausfüllen konnte.

In diesem Spiel waren meine Gegner nicht dort, wo ich war, während mir der Ball ganz zwangsläufig dorthin folgte, wo ich mich befand. Am nächsten Tage wurde ich in die Mannschaft der Universität Oxford eingereiht.

Dies schien mir damals das größte Ereignis meines Lebens zu sein. Ich sehe heute mit väterlichem Wohlwollen auf die Jahre zurück, die mich von jenem unerfahrenen, eifrigen jungen Burschen trennen, der da glaubte, daß der volle Glanz und Ruhm eines schöpferischen Lebens von jenen erlebt werden könne, welche die rote Rose Englands in Twickenham trugen.

So machte ich meine ersten Schritte in jene Welt des hochorganisierten Sportes, der in den Jahren zwischen den Kriegen so viel für Großbritannien bedeutete. Viele glaubten, daß der Geist Großbritanniens von seiner besten Seite auf dem Spielfeld erkannt werden könne.

Und manches spricht für diesen Gesichtspunkt. Viele der Piloten, die unser Land nach Dünkirchen im Luftkampf retteten, verdankten einen guten Teil ihrer

Fähigkeiten dem, was sie seit ihrer Kindheit auf Cricket- und Fußballfeldern gelernt hatten.

War aber dieser Sportgeist, dieses Ideal einer «anständigen» Lebenshaltung ausreichend, um eine neue Welt zu bauen? Wurden nicht manche so von dem Gefühl für Anständigkeit betäubt, daß wir uns über unsere Wirkungslosigkeit täuschten?

Ich brauchte zwei Jahre, bis ich zum erstenmal als Internationaler spielen durfte, zwei Jahre, während derer ich Fußball aß, trank, träumte und lebte, und mehr als einmal nicht weit davon entfernt war, daran zu sterben.

Dann gab mir ein internationaler Kampf gegen Irland in Dublin zu denken.

Ich erinnere mich noch, wie wir in Irland landeten und uns die Kameraleute und Reporter begrüßten, nachdem wir nachts die Irische See überquert hatten. Ich war noch voll von Eindrücken.

Im Sherbourne Hotel in Dublin bemerkte ich sehr wohl die Blicke, mit denen jedes Mitglied der Mannschaft verfolgt wurde – und ich ging mehrere Male durch die Vorhalle, um sie zu genießen.

Wir zogen am nächsten Tage zum Sportplatz. Ich hatte heißes Beefsteak und kalte Milch zu mir genommen, denn ich verfocht die Theorie, daß ich nach diesem Mahl der Kontraste besser spielen könne.

Als ich meine Sachen in der Kabine auspackte, während das Staunen, Stöhnen und Schwatzen der Menge

als furchterweckender, aber berauschender Klang durch das Fenster zu mir drang, entdeckte ich, daß ich vergessen hatte, meine Binden aus England mitzubringen. Ich hatte mich entschlossen, den Betreuern der englischen Mannschaft niemals auf dem Spielfeld zu zeigen, wie dünn mein linkes Bein in Wirklichkeit war, damit sie mich nicht aus Furcht herausstellten. Ich pflegte zwei Binden darumzurollen, um ihm die Form eines gesunden Beines zu geben, und meinen Strumpf darüberzuziehen.

Jetzt fehlten die Binden. Das Spiel sollte in fünf Minuten beginnen. Ich lief in den Waschraum, riß ein Handtuch vom Haken herunter, wickelte es irgendwie um mein Bein und befestigte darüber meinen Strumpf.

Dann liefen wir auf das Spielfeld. Die Luft war erfüllt von der Aufregung der Dubliner Volksmenge, vermischt mit dem Rufen der englischen Landsleute, welche in einigen Schiffen bei Nacht über See gekommen waren, um das Spiel zu beobachten. Der Anpfiff ertönte.

Ich kann jetzt noch den Ball sehen, der sich wie eine gelbe Zitrone vom grauen Dubliner Himmel abhob, wie er fiel und auf uns zudrehte. Ich ergriff ihn und setzte zum Stoß an, als drei Iren auf mich sprangen, mich ins Gras drückten und mir den Atem raubten.

Es war ein aufreibendes, nervenzerreißendes, aufregendes und blitzschnelles Spiel. Einmal bekam ich

den Ball, als ich aus dem Gedränge ausbrach, innerhalb unserer eigenen 25 Meter-Linie und rannte das Feld entlang. Dreimal versuchten Iren, mich aufzuhalten – dreimal rannte ich nach kurzem Handgemenge weiter. Schließlich brachte mich der Schlußmann nur wenige Meter vor der irischen Linie zu Fall.

Die letzten zwanzig Meter des Rennens sind mir fest im Gedächtnis geblieben, weil es bei weitem die längste Strecke war, über die ich den Ball je in einem erstklassigen Spiel trug. Dabei fühlte ich, mehr als ich es sah, daß beim Laufen etwas Weißes nach meiner Ferse schnappte oder mich behinderte. Ich dachte, es könnte ein aus der Menge ausgebrochener Terrier sein.

Als der Schlußmann mich zu Boden schlug, merkte ich, daß sich unter das laute Beifallsgebrüll der Menge auch ein schriller Ton Heiterkeit mischte. Dann entdeckte ich, daß das Handtuch, mit welchem ich in aller Eile mein Bein umwickelt hatte, hinter mir herschleifte. Ich riß es weg und tat, als ob ich lachte. Aber im Innern fühlte ich eine Bitterkeit – denn 40 000 Menschen lachten über mich.

Wir verloren das Spiel mit einem einzigen Punkt. Wir hätten es gewinnen müssen. In unseren Reihen herrschte an jenem Abend eine gewisse Enttäuschung und Mutlosigkeit. Am nächsten Tag erschienen in den Zeitungen die Berichte über das Spiel. Ich griff danach und sah sofort, daß, während das Spiel der englischen Mannschaft als Ganzes in gewisser Hinsicht

kritisiert wurde, man meine eigene Rolle lobend hervorhob.

Von jenem Augenblick an wurde mein Herz von jeglichem Bedauern über den Verlust des Spieles frei. Die andern ärgerten sich, auch ich tat so, aber innerlich glühte ich vor Freude.

Damals erkannte ich zum erstenmal einen Umstand, der für mich während meiner ganzen Fußballzeit galt: Ich wollte immer lieber der Star auf der Verliererseite sein, als ungesehen auf der Gewinnerseite zu blühen. Es ging mir viel mehr um meinen eigenen Ruhm, als um das Schicksal meiner Mannschaft.

Ich verheimlichte dies erfolgreich vor vielen Menschen, manchmal sogar vor mir selbst. Ich hielt bei sportlichen Festessen immer Reden über Themen wie «Mannschaftsgeist» und «Es kommt nur auf das Spiel an» – und meinte es auch so, während ich es sagte.

Aber seit jenem Tage nach dem Spiel in Dublin wußte ich tief innen in meinem Herzen, daß ich auf dem Rugby-Feld nur nach meinem eigenen Erfolg und Ruhm jagte. Und die gleichen Motive fanden sich in meinem Leben in Fleet Street und anderswo wieder. Ich gehörte zu einer Generation, die in dem Glauben aufgewachsen war, der persönliche Erfolg sei die Hauptpflicht des Einzelnen. Wir sahen niemals ein, daß vierzig Millionen Individuen, die vor allem ihren persönlichen Erfolg suchen, uns schließlich in eine nationale Katastrophe hineinführen müssen.

Zwischen den Kriegen glaubten viele, daß der internationale Sport stark dazu beitragen könne, die Völker einander näherzubringen. Sie glaubten, daß die Jugend der Welt, wenn sie sich in der gesunderen Atmosphäre des grünen Rasens, der Tennisplätze und der Rennbahnen treffe, mehr für die internationale Verständigung tun könne, als die älteren Menschen, die an Konferenztischen saßen, und zueinander in der trockenen Sprache der Diplomatie oder den verstaubten Begriffen der Verhandlung sprachen.

Aber stimmte das? Beruhigte der internationale Sport oder stachelte er nicht vielmehr die Leidenschaften auf? Irgend jemand sagte einmal, daß er, je besser er die Menschen kennenlerne, desto mehr seinen Hund liebe. Unser naiver Glaube, daß alles in Ordnung gehen werde, wenn wir nur mehr von den andern Völkern sehen würden, war typisch für den wirklichkeitsfernen Idealismus und guten Willen meiner Generation. Wir dachten, daß wir auf billige Weise eine neue Welt bekommen könnten. Wir erkannten nicht, daß eine neue Welt nicht durch Zufall entsteht, sondern nur durch Umwandlung.

Ich wurde aufgefordert, als einer der Vierermannschaft zu fahren, die Großbritannien auf der Bobsleigh-Weltmeisterschaft in Cortina im Januar 1939 vertrat.

Bobrennen sind aufregend und gefährlich. Man saust auf einer Eisbahn von einem Berggipfel ins Tal, nimmt Kurven bis 180° , fährt mit 150 km Geschwindigkeit

auf Eiswänden, die zwanzig bis dreißig Meter hoch sind, manchmal fast mit dem Kopf nach unten und nur durch die Zentrifugalkraft am Sitz festgehalten.

Es hängt sehr viel von der Geschicklichkeit und Zusammenarbeit der Bobmannschaft ab. Jedes Rutschen des Schlittens ist ein Zeitverlust und beim Rennen entscheiden Fünftel- und Zehntelsekunden. Ein Schlitten, der mit zwei Sekunden führt, kann bei einer Bobmeisterschaft kaum mehr überholt werden.

Man trägt Rennschuhe mit fünf Zentimeter langen Nägeln, die sich beim Anstoß tief in das Eis graben, dazu Sturzhelme und Lederschützer für Knie und Ellbogen. Aber wenn der Bob aus der Bahn geschleudert wird, dann helfen diese Dinge nicht allzuviel. Man kann gegen einen Baum schlagen oder, was noch schlimmer ist, der Bob kann auf die Fahrer stürzen. Der Schlitten ist ganz aus Stahl gebaut und wiegt mehr als eine Vierteltonne. Oft kommen Sportler dabei ums Leben oder erleiden schwere Verletzungen, wie z. B. oftmals beim Cresta-Rennen.

Die Mannschaften für die Weltmeisterschaft fanden sich in Cortina ein. Es war ein außerordentliches Ereignis für die Italiener. Die Augen der ganzen Sportwelt waren auf sie gerichtet. Und sie verstanden dies voll auszunützen. Die Gräfin Ciano, damals auf dem Höhepunkt ihres Einflusses und Glanzes, vertrat ihren Vater Mussolini während der vier Tage dauernden Rennen und überreichte am Schluß die Trophäen.

Da gab es Fanfarenklänge, Flaggen und den ganzen Pomp und die Aufmachung einer faschistischen Veranstaltung. Von den meisten europäischen Ländern traten Mannschaften zum Wettkampf an. – Rumänien, Belgien, Frankreich, Schweiz, Italien und viele andere. Aus den Vereinigten Staaten war eine ausgezeichnete Mannschaft erschienen, die von Jack Heaton geführt wurde.

Die Deutschen traten mit vier Mannschaften an, die meisten setzten sich aus Offizieren von Goerings Luftwaffe zusammen. Sie hatten den Auftrag, die Weltmeisterschaft um jeden Preis zu gewinnen, weil durch einen Sieg das Ansehen des Deutschen Reiches erhöht würde.

Energisch, zäh und verschlossen machten sie sich an diese Aufgabe. Sie blieben unter sich und sprachen so wenig wie möglich mit anderen, um nicht versehentlich Geheimnisse auszuplaudern. Auch stellten sie beständig Wachen bei ihren Bobschlitten auf, weil sie befürchteten, daß wir anderen uns dran zu schaffen machen könnten.

Diese Weltmeisterschaft wurde gerade in demselben Jahr abgehalten, in dem der Krieg ausbrach und bot dem internationalen Sport eine hervorragende Gelegenheit, seinen aussöhnenden Einfluß unter Beweis zu stellen. Da gab es Deutsche und Italiener, Franzosen, Engländer und Amerikaner, sowie Vertreter der meisten Balkanstaaten. Man hätte auf einige Tage ge-

gegenseitigen Verstehens und sportlicher Kameradschaft hoffen können, in der die jungen Männer dieser verschiedenen Nationen die Verbitterung ihrer politischen Führer beiseite geschoben hätten, um sich einig und in Freundschaft ein paar Tage lang der gemeinsamen Liebe zum Sport hinzugeben. Ich hoffte, daß es so sein würde. Aber es sollte nicht so kommen.

Statt dessen entstand ein Gefühl, als ob man miteinander im Kriege läge, was geradezu komisch gewesen wäre, wenn die Feindseligkeiten und die Spannungen, die sich dabei zeigten, nicht so stark hervorgetreten wären. Der ganze Wettkampf drehte sich nicht mehr um die Frage, wer dabei gewinnen würde, sondern, ob wir die Deutschen, oder die Deutschen uns schlagen würden.

Die amerikanische Mannschaft war unser starker Verbündeter. Die Italiener dagegen jubelten den Deutschen von den Tribünen und in der Öffentlichkeit laut zu, während sie wiederholt zischten oder pfffen, wenn die britische Mannschaft vorbeisauste.

Abends suchten uns einige Italiener privat in unserem Hotel auf und flehten uns mit Tränen in den Augen an, die Deutschen zu schlagen. Sie glaubten, daß wir die einzige Mannschaft seien, die dies wahrscheinlich zuwege bringen würde.

In meiner Zeitung pflegte ich den britischen Diplomaten und Außenministern ständig Anweisungen zu erteilen, wie sie sich zu verhalten hätten. Hier in Cor-

tina bot sich die Gelegenheit, meine Theorien in die Tat umzusetzen. Aber als ich mich nun einer internationalen Lage im Kleinen gegenüber sah, stellte ich fest, daß mein Beitrag darin bestand, deutlich wahrzunehmen, wie schlecht sich die andern benahmen, sie zu mißbilligen, mich überlegen zu dünken und eine vornehme Zurückhaltung an den Tag zu legen.

Es gab nun einige merkwürdige Zwischenspiele im Verlauf dieses Kriegszustandes. Die Italiener hatten eine ausgezeichnete Rennstrecke gebaut, die jedoch am Zielpfosten abbrach. Sie hatten nämlich vergessen, daß die Bobschlitten am Ziel mit einer Geschwindigkeit von fast 180 km vorbeisausen und wenigstens einen halben Kilometer bergaufführende Eisbahn brauchen, ehe sie ohne Gefahr zum Stehen kommen können.

Das Ergebnis war, daß der gefährlichste Teil der Fahrt begann, nachdem die Rennstrecke zurückgelegt war. Die Deutschen sahen sich völlig außerstande, die Kurve nach dem Zielpfosten zu nehmen. Sie stürzten dort fast nach jeder Fahrt. Am letzten Tage der Wettkämpfe waren ihre vier Mannschaften durch Verletzungen auf eine zusammengeschmolzen.

Sie legten einen kaltblütigen Mut an den Tag, der uns in Staunen und Schrecken versetzte. Ein Deutscher stürzte unglücklich, zwei von ihnen wurden schwer verletzt und mußten ins Krankenhaus, einem weiteren wurde der Schenkel aufgeschlitzt. Der Mannschaftsführer hatte eine Wunde über seine ganze Wange. Als

wir hinliefen um zu helfen, sprang der Mannschaftsführer auf, warf einen Blick auf die gestürzten, am Boden sich windenden Kameraden, drehte ihnen dann den Rücken, ging auf den Stand des Zeitnehmers zu und rief auf deutsch: «Was war unsere Zeit, bitte?»

Die Belgier stürzten ebenfalls an dieser Stelle. Einer aus ihrer Mannschaft wurde verletzt und sie hatten keinen Ersatzmann. Sie hatten sich bisher in dem Rennen gut gehalten und hatten nur noch eine Abfahrt zu machen, um die vorgeschriebenen Strecken zurückzulegen. An diesem Abend suchten sie alle Bars von Cortina ab, um irgend einen Belgier zu finden, der die Fahrt zum Ruhme seines Landes mitmachen würde. Ungefähr um Mitternacht fanden sie ihn. Er war ein reizender, bescheidener und vor allen Dingen ahnungsloser junger Mann, der nichts von Bobrennen verstand.

Hummern, die in kochendes Wasser geworfen werden, verändern ihre schwarze Farbe schnell in rot. Noch weit schneller verändert sich bei Menschen das anmutige Rosa ihrer Wangen in ein fahles Grün, wenn sie, ohne zu ahnen, auf was sie sich einlassen, auf einem Rennbob eine Eisbahn hinuntergejagt werden.

Wie es ihnen gelang, den jungen Mann auf ihrem Schlitten festzuhalten, bleibt ein Geheimnis. Aber sie erzielten eine gute Zeit und der junge Belgier war zu Recht der Held von Cortina.

Nach den ersten zwei Tagen unternahmen wir einen gemeinsamen, heftigen Protest bei den Behörden, we-

gen des gefährlichen Zustandes der Bahn. Diese traten auch sogleich zu einer Konferenz zusammen und erschienen alsbald mit Gesichtern, die vor Zufriedenheit strahlten. «Morgen wird alles in Ordnung sein», erklärten sie.

Begierig eilten wir am nächsten Tag an die Gefahrenstelle, ehe wir den Berg hinaufkletterten, um an den Start zu gehen. Die Strecke war völlig unverändert. Offensichtlich waren die notwendigen Ausbesserungsarbeiten so umfangreich, daß man davon Abstand genommen hatte. Aber dennoch war für eine Verbesserung der bestehenden Annehmlichkeiten gesorgt worden. Man hatte einen äußerst liebenswerten alten Herrn mit langherabhängendem Seehundschnurrbart an der bewußten Stelle postiert. In seiner Hand hielt er ein offenes Taschenmesser. Erklärte uns auf, seine Aufgabe sei, das Blut vom Eis abzukratzen, falls sich irgendein Unfall ereignen sollte, damit die Zuschauer nicht unter dem Anblick der Spuren von Verletzungen zu leiden hätten.

Wir hatten für unser britisches Team keine Ersatzleute und so steckten wir Medikamente ein, für den Fall, daß wir Verletzungen davontragen würden, denn wir waren fest entschlossen, verletzt oder unverletzt, unseren Bob so oder so durch das Rennen zu bringen.

Am ersten Tag der Wettkämpfe machten wir einen schlechten Anfang. Wir zogen ein schlechtes Los und mußten auf einer bereits übel zugerichteten Bahn fah-

ren, nachdem die Sonne gestiegen und das Eis bereits ein wenig geschmolzen war, was die Geschwindigkeit herabsetzte. Die Deutschen waren uns um mehr als eine Sekunde voraus.

An den drei folgenden Tagen besserte sich die Lage. Wir brachen den Weltrekord der Cortinastrecke bei jeder Fahrt und erzielten täglich eine bessere Zeit, um schließlich vor den Deutschen durchs Ziel zu gehen. Es wäre übertrieben, wollte man behaupten, daß dieser Sieg jedermann mit Zufriedenheit erfüllte. Als wir in das Hotel gingen, um unsere Preise entgegenzunehmen, herrschte eine eher drückende Atmosphäre.

Die Gräfin Ciano stand hinter einem mit großen Pokalen beladenen Tisch, die mit faschistischen Symbolen verziert waren. Sie hatte gehofft, die Trophäen den Deutschen überreichen zu können. Nun waren sie uns zugefallen.

Die Gräfin nahm eine der einstudierten Gesten ihres Vaters an. Wie ein Freund mir versicherte, pflegte sie diese vor einem Spiegel einzuüben, bis sie sie vollständig beherrschte. Sie war imstande, ihre Augen plötzlich so weit zu öffnen, bis ihre ganzen Pupillen von einem weißen Ring umgeben waren. Dies verlieh ihr einen seherhaften, dämonischen Blick, den sie nun, überzeugt von seiner magischen Kraft, auf uns richtete, während wir auf unsere Preise wartend vor ihr saßen.

Eine Kapelle war bestellt worden, um die Nationalhymne zu spielen. Unglücklicherweise jedoch hatte

sich ein Mißverständnis eingeschlichen, oder es waren, was noch wahrscheinlicher ist, bereits getroffene Vorkehrungen durch unseren Sieg über die Deutschen umgestoßen worden. Jedenfalls setzte die Kapelle, als wir auf den Ruf «Großbritannien» gerade vortraten, um unsere Trophäen entgegenzunehmen, kräftig mit der Melodie «Deutschland, Deutschland über alles» ein.

Die Deutschen machten wütende Gesichter. Wir dagegen standen mit britischem Phlegma in Achtungstellung. Die Gräfin aber, nachdem sie der Kapelle einen Blick zugeworfen hatte, der die Klänge des Deutschlandliedes fast übertönte, brach plötzlich in schrilles Gelächter aus.

Dann übergab sie uns die Pokale und wir verabschiedeten uns.

Später verbrachten wir einen vergnügten Abend mit der amerikanischen Mannschaft. Wir plauderten zusammen über die Olympischen Spiele, die am Ende des schicksalsvollen Jahres 1939 in Garmisch-Partenkirchen stattfinden sollten und an denen einige von uns in Vertretung ihrer Nationen teilnehmen sollten.

Am nächsten Tage traten die verschiedenen Mannschaften die Heimreise an. Die Bobsleigh-Weltmeisterschaften in Cortina hatten nicht nur zu blutigen Unfällen Einzelner geführt, sondern auch unter den Völkern schlechtes Blut gemacht. Das war das wesentliche Ergebnis der ganzen Veranstaltung.

Ich kehrte mit meinem Pokal nach England zurück und stellte ihn in einen Schrank, wo er seitdem auch geblieben ist.

Von nun an ging ich darauf aus, dem Leben andere Trophäen abzurufen, und dazu brauchte ich nicht bis nach Cortina zu reisen.

5

LORD BEAVERBROOK ZÄHMT EIN PFERD

Der Erfolg war mein Ziel. Ich suchte es durch Macht und durch Geld zu erreichen. Ich wurde zum Manne in einer Zeit, in der die meisten jungen Menschen, ebenso wie ich, davon überzeugt waren, daß es unsere vornehmste Pflicht uns selbst, unseren Familien und unserem Volk gegenüber sei, in der Welt voranzukommen. Aber brachten wir die Welt voran? Ich jedenfalls machte mir niemals Gedanken darüber, was für eine Nation wohl aus den Millionen Einzelner entstehen würde, die sich alle selbstsüchtig mit den Ellbogen vorarbeiteten, hindurchmanövierten und gegenseitig an die Gurgel sprangen, um auf Kosten der anderen für sich selbst möglichst viel zu bekommen.

In einem Gedicht gibt ein alter Bauer seinem Sohn folgenden Rat: «Ich sage dir nicht, daß du des Geldes wegen heiraten sollst – aber gehe dorthin, wo das Geld ist.» Ich ging dorthin, wo Geld war. Ich arbeitete für Lord Beaverbrook in Fleet Street.

Lord Beaverbrook hat einen Blick wie eine Harpune. Er durchbohrt einen und nimmt einen gefangen. Einmal, bei einem Festessen, spürte ich ihn wie einen Dolch in meinem Fleisch, und als ich mich umdrehte, sah ich, daß ich mit dieser Walfangmethode festgehakt

und festgehalten wurde . «Peter», sagte Beaverbrook, «du solltest einige Ausschnitte für den Evening Standard über das Thema der Akzente schreiben, über die Art, in der verschiedene Leute verschiedene Worte aussprechen. Zum Beispiel Lord Curzon – ich meine den großen, verstorbenen. Er sprach das Wort ‚dance‘ stets so aus, als wenn es sich mit ‚pants‘ reimen würde. Dabei könntest du auch erwähnen, daß Lord Beaverbrook das Pferderennen immer ‚Durby‘ nennt, wenn er sich nicht gerade daran erinnert, daß es ‚Darby‘ heißt.» In diesem Augenblick bemerkte eine Freundin Lord Beaverbrooks, eine intelligente und mutige Frau: «Peter, du wirst der Wahrheit näherkommen, wenn du sagst, daß Max immer von ‚Darby‘ spricht, außer, wenn er sich daran erinnert, daß es ‚Durby‘ heißt.»

Lord Beaverbrook pflegt seinen kanadischen Akzent. Er gibt sich große Mühe, ihn nach einem mehr als 30-jährigen Aufenthalt in England beizubehalten. Tatsächlich nimmt einem sein kanadischer Akzent gefangen, und die Nachahmung macht ihm viel Freude, gepaart mit einem geheimen zynischen Vergnügen.

Lord Beaverbrook hatte einen Freund, Rudyard Kipling. Lord Beaverbrook bewunderte und studierte die Kunst seines Freundes und stellte fest, daß er selber lernen müsse, kräftige und lebendige Prosa zu schreiben.

Lord Beaverbrook war früher Angestellter in einer Drogerie. Es macht ihm heute noch Spaß, sich eine Flasche kommen zu lassen und den erstaunten Gästen

zu zeigen, wie er sie unten um den Hals fassen und zugleich mit der gleichen Hand den Kork herausziehen kann. Im Alter von 25 Jahren hatte er ein ungeheures Vermögen beisammen. Er fuhr über den Atlantik in ein fremdes Land, kam dort ins Parlament, welches damals unerschütterlich schien, machte einer Regierung den Garaus und hob Lloyd Georges Regierung in den Sattel, die den Krieg gewann.

Dann wurde er Baron.

Und es spricht für Lord Beaverbrooks Kraft und Ausgeglichenheit, daß er trotz aller seiner Leistungen und Fähigkeiten nicht zu stolz war, nochmals in die Schule zu gehen.

Er lernte eifrig von Rudyard Kipling. Von diesem Freund lernte er, mit Entschlossenheit in Tinte zu denken – und Prosa zu schreiben. Sein Stil ist heute künstlich. Aber er ist gerade und bestimmt.

Wie sein Akzent, nimmt auch sein Stil gefangen.

Eines Donnerstagabends rief mich Lord Beaverbrook telefonisch in dem Rechtsanwaltsbüro an, wo ich arbeitete. Ich war ihm früher einmal vorgestellt worden. Er forderte mich auf, ihn zu besuchen. Sobald ich in sein Zimmer trat, sagte er: «Ich möchte, daß sie einen politischen Artikel für mich schreiben.» Das war das erste Mal, daß ich einen solchen Vorschlag hörte. Dennoch schrieb ich diesen Artikel und fuhr während sieben reichausgefüllten Jahren hindurch fort, solche zu schreiben.

Die Ausbildung, die mir Beaverbrook gab, ist nicht mit Geld zu bezahlen. Er konnte keine widerspenstigen Füllen gebrauchen. Die willigen peitschte und fütterte er, gab ihnen die Sporen und brach ihren Willen, betreute und trainierte sie, bis aus dem Karrengaul ein Rennpferd geworden war.

Die Unwilligen trotteten still weg oder erhielten den Gnadenstoß. In der ersten Zeit bei Beaverbrook habe ich oft Tränen gekannt. Wie viele Artikel, auf welche mein Schweiß gefallen war, sah ich in seinen kleinen mächtigen Händen. Seite um Seite fiel auf den Fußboden zwischen das überflüssige Zeug der Morgenkorrespondenz, während seine rauhe, beißende Stimme jeden Satz zerfetzte.

Ich schätze, daß ich in den ersten zwei Jahren meiner Tätigkeit beim *Daily Express* jeden Artikel, der in der Zeitung erschien, mindestens viermal überarbeitet habe. Und wie viele waren darunter, die ein halbes dutzendmal neu geschrieben wurden und doch nie im Druck erschienen.

Lord Beaverbrook (indem er mich über seine Brille mit seinen blauen Augen nach einem höchst sorgfältigen Durchlesen des ganzen Artikels anstarrt): «Peter, hast *du* das geschrieben?»

Ich (hoffnungsvoll): «Ja.»

Lord Beaverbrook: «Hast du jedes Wort davon selbst geschrieben, ohne Hilfe von jemandem?»

Ich (voller Freude): «Ja.»

Lord Beaverbrook (indem er den Artikel zu Boden fallen läßt): «Weißt du, Peter, ich kann es bei einem Menschen wie du einfach nicht glauben, er ist so unerhört schlecht. Nun geh nach oben, dort wirst du eine Schreibmaschine finden und noch einmal von vorne anfangen.»

Ein anderes Mal. Um zwei Uhr nachts weckt mich mein Telefon.

«Peter, möchtest du ein wenig arbeiten?»

«Ja.»

«Schön, wir brauchen einen Artikel für den heutigen Evening Standard. Liegst du im Bett?»

«Ja.»

«Schön, zieh dich an, sei so gut – schreibe deinen Artikel und lies ihn mir in etwa einer Stunde durch das Telefon vor. Du kannst ihn als erstes am Morgen in die Redaktion mitnehmen, damit er in die Mittagsausgabe kommt.»

Niemals war ein so fluchwürdiger Mann wie Beaverbrook so liebenswürdig. Als ich mich wegen eines entzündeten Weisheitszahnes operieren lassen mußte, sandte er seinen Diener Albert mit warmer Hühnerbouillon zu mir in mein dunkles Schlafzimmer.

Er rief auf dem Lande Doë, meine Frau, an und sagte ihr, sie möge sofort nach Hause kommen. Sie kam in größter Eile und dachte, ich läge im Sterben. Er sandte mir einen mächtigen Strauß von Luxusblumen, von denen jede sechs Schillinge kostete.

Einige Tage später schlug er mir vor, einen Artikel zu schreiben. Ich kroch aus dem Bett und tat es. Dann fuhr ich im Taxi zu Beaverbrooks Londoner Wohnung.

Beaverbrook gefiel der Anfang des Artikels nicht. Das Ende hielt er für schwach, und die Mitte brachte ihn zum Kochen. Das sagte er mir genau mit diesen Worten.

Es war ein kalter Novembertag. Ich trottete durch die Kälte und Feuchtigkeit in Richtung auf St. James Square. Da hörte ich plötzlich hinter mir eiliges Laufen. Es war Lord Beaverbrook, der hinter mir herlief, eine kleine asthmatische Figur, ohne Hut und Mantel.

«Peter», sagte er, «verzeih mir, ich hätte nicht so zu dir sprechen sollen. Versprich mir, nicht mehr daran zu denken.»

Man berichtet, daß die alten Kaiser, welche das Gift ihrer Feinde fürchteten, sich selbst steigende Dosen Gift gaben, bis sie immun waren. Lord Beaverbrook arbeitet mit Zuckerbrot und Peitsche. Besser als irgend jemand, der mir je begegnete, versteht er es, wie man die Menschen durch wechselnde Dosen von Tadel und Lob voranbringt. Sein Tadel ist manchmal übertrieben, sein Lob ist es in der Regel. Aber nach einer derartigen siebenjährigen Behandlung wird man, um mit den Worten eines Liedes zu sprechen, «ein bißchen unabhängig», ein klein wenig immun gegen beide Arten von Gift, wie die römischen Kaiser. Man legt sich nicht mehr so ins Zeug, wenn man getadelt

wird, und auch das Lob wirkt nicht mehr so anfeuernd. Doch in der Erinnerung bleibt lediglich ein Gefühl von Zuneigung und Dankbarkeit, denn im großen ganzen hatte man mehr Freude als Ärger erlebt.

Während jener sieben Jahre war es mein Ziel, meinem Chef zu gefallen. Es wäre dumm, wenn ich leugnen würde, daß ich Erfolg hatte. Während der sieben Jahre, die ich bei ihm arbeitete, versechsfachte sich mein Gehalt.

Geld, Geld und nochmals Geld – dafür arbeitete, plante und kämpfte ich. Ich gehörte zu jener großen Armee britischer Bürger in der Zeit zwischen den Kriegen, die den größten Teil ihres Lebens damit verbrachten, ihren Arbeitgebern mit Fußtritten und Küssen eine Gehaltserhöhung abzugewinnen.

Ich war so damit beschäftigt, meinem Chef zu gefallen, daß ich mir nicht viel daraus machte, wenn ich anderen dabei mißfiel – vorausgesetzt, daß sie mir nichts zu bieten hatten und mir keinen Schaden zufügen konnten. Bisweilen jedoch flammte mein heißer Ärger gegen die bestehenden Zustände in mir auf und rief einen ehrlichen Groll gegen unsere Staatsmänner hervor.

Ich hatte in unserer Mitte zu viel Elend und Armut gesehen, während die Fetten und Reichen immer noch blühten. Einige Staatsmänner hielten schöne Reden auf den Tribünen, aber wenn ich sie privat traf, schienen sie mir wirkungslos, selbstgefällig und sogar gleich-

gültig zu sein. Meine Sehnsucht und mein Bestreben war es, sie zum Handeln zu bringen.

Da ich selbst von Natur gegen Kritik außerordentlich empfindlich bin, konnte ich auf den Millimeter genau die schwächste Stelle bei andern Menschen feststellen. Einige wandten sich denn auch an Lord Beaverbrook um Hilfe. Wenn sie einflußreich genug waren, drückte er ihnen seine Sympathie aus – und erhöhte mein Gehalt. So brachte mir mein Groll gegen unsere Politiker Zinsen.

Leute wie ich mußten manchmal die Politik der Zeitung verteidigen, selbst wenn sie sie nicht völlig billigten. Aber meine gutbezahlte Stellung bedeutete mir mehr als meine Gewissensbedenken. So unterschrieb ich viele Ansichten, von deren Richtigkeit ich höchstens halb überzeugt war.

Ich glaube, ich habe in den sieben Jahren meiner Tätigkeit als politischer Korrespondent und Leitartikelschreiber mehr Menschen gesagt, was sie tun oder lassen sollten, als irgendein anderer politischer Journalist. Ich machte mir einen Namen und verdiente viel Geld. Das war mein Ziel und das erreichte ich auch.

Aber ich könnte mich keines einzigen maßgebenden Mannes erinnern, der seine Haltung auch nur um einen Deut geändert hätte, um sich meinen Ansichten zu fügen.

Ich hatte keine Antwort für die Männer an der Macht und, um ehrlich zu sein, die Männer an der Macht hat-

ten keine Antwort für mich. Sie hatten nicht die Führerqualitäten, die das Zeitalter brauchte. Sie machten mich entweder weißglühend vor Wut oder ließen mich kalt und gleichgültig.

Ihr Leben schien im großen und ganzen auf denselben Grundlagen persönlichen Ehrgeizes aufgebaut zu sein, wie mein eigenes, während die Heilmittel, welche sie für die Krankheiten der Nation vorschlugen, auf dem Glauben beruhten, daß schon alles recht kommen werde, wenn irgend jemand mehr Geld bekäme.

Das war auch mein Glaube, und dieser Irgendjemand war ich selbst. Und während meine Generation mit unterschiedlichem Erfolg versuchte, im Leben festen Fuß zu fassen, wurden die Schatten über Europa immer länger. Mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, mit Knüppeln und Bomben, mit Gestapo und GPU, mit Säuberungsaktionen und mit Liquidierungen, zerschlug die junge Generation Europas jegliche menschliche Schranke, die zwischen ihr und der Verwirklichung ihrer Ziele stand.

Ich hatte meine eigenen Ideen, genau wie Millionen andere in Großbritannien. Viele von uns waren im großen und ganzen guten Willens und hatten gute Absichten. Aber vor allem wollten wir in Ruhe gelassen sein und die Möglichkeit haben, unser Leben so weiterzuleben, wie es uns paßte.

Lange Zeit hindurch hofften wir, wir könnten Tanks mit Reden, Vertragsbrüche mit Mißbilligungen und

Leidenschaft, mit der Feder beantworten. Etwas, woran ich und meine Generation glaubten, war das Gute und Rechte. Aber recht zu haben ist selbstgefällig und unzulänglich in einer Welt, wo Menschen auf dem Marsch sind, um das Unrecht in den Sattel zu heben.

Was ich und meine Generation niemals lernten, war, das Recht in den Sattel zu heben. Wir verstanden nicht, aus dem Recht die stärkste Idee der Welt zu machen.

Wir wurden uns niemals über die Kosten klar, welche die Verwirklichung von Idealen erfordert, geschweige denn, daß wir sie bezahlten. Einige von uns meinten, man könne hohe theoretische Ideale mit der Praxis einer niedrigen Gesinnung im alltäglichen Leben verbinden.

So wurde die Idee der Demokratie, wie wir in Großbritannien unsere Idee nannten, entwertet. Sie verlor den Charakter einer echten Demokratie. Sie überließ die Initiative jenen Kräften, welche unter allen Völkern für die Verbreitung ihrer antidemokratischen Ideen, mit Hilfe der Gewalt und Revolution, arbeiteten und ihr Leben dafür einsetzten.

Als Volk gingen wir leichtfertig über unsere eigenen Fehler hinweg, während wir andere Völker durch fromme Sprüche dazu bringen wollten, sich zu ändern. Diese Methode hat, auf mich angewandt, niemals irgendwelchen Einfluß gehabt. Sie hatte auch keinen Einfluß auf die andern Völker.

Währenddessen mißbilligten ich und Millionen mei-

nesgleichen weiterhin viel von dem, was passierte. Aber wir versäumten, etwas Wirksames dagegen zu tun. Wir brüllten vom rückwärtigen Sitz des Weltautobusses aus, der von jenen, die eine Katastrophe wünschten, dem Abgrund entgegengesteuert wurde.

6

HINTER DEN KULISSEN VON WESTMINSTER

In der ersten Zeit meiner Tätigkeit in Fleet Street lernte ich die Geschichte des ersten parlamentarischen Berichterstatters kennen. Es gelang ihm ein guter Schlag, der Epoche machen sollte. Er war ein jüngerer Beamter im Unterhaus und hatte am 4. Januar 1642 Dienst. Zum letzten Mal sollte ein britischer König das Unterhaus betreten.

An jenem Tag kam Karl I. mit einer bewaffneten Leibwache, um fünf Parlamentsmitglieder zu verhaften, die ihn beleidigt hatten. Dem jungen Beamten war es verboten worden, irgend etwas über die Vorgänge im Parlament zu schreiben. Aber er hielt sich versteckt und notierte sich alles, was bei diesem denkwürdigen Anlaß gesagt wurde.

So ist uns die Geschichte überliefert worden.

König Karl trat ein. Er verlangte, daß man ihm sage, wo die fünf Mitglieder seien. Niemand antwortete. Tatsächlich waren die fünf Mitglieder durch eine Frau gewarnt worden. Sie waren einige Augenblicke vor der Ankunft des Königs in Westminster in einem Boot über die Themse entkommen. Karl wandte sich an den Sprecher Lenthall und forderte ihn auf, die Schuldigen

auszuliefern. Lenthall kniete nieder, aber er weigerte sich, irgendwelche Auskunft zu geben, und sagte, er habe weder Augen, noch Ohren, noch einen Mund, es sei denn mit der Erlaubnis des Unterhauses. So wurde unter Lebensgefahr (und unter viel Blutvergießen, denn der Bürgerkrieg folgte kurz nach diesem Zwischenfall) seitens des Parlamentes die Souveränität des Volkes gefestigt gegen Könige, Diktatoren, und überhaupt gegen jeden innerhalb oder außerhalb des Parlamentes, der eine Tyrannei errichten wollte.

Bis auf den heutigen Tag wird dem «Gentleman Usher of the Black Rod» – dem Wächter des Unterhauses – die Tür vor der Nase zugeschlagen, wenn er ins Unterhaus kommt, um die Abgeordneten aufzufordern, den König im Oberhaus anzuhören. Er muß dreimal anklopfen, bevor er herein darf, um seine Botschaft vorzubringen.

Bis auf den heutigen Tag muß der Sprecher, wenn er neu gewählt worden ist, mit Gewalt zu seinem Stuhl gezogen und dort festgehalten werden – ein Überbleibsel aus den Tagen der Männer wie Lenthall, als keiner geneigt war, ein Amt anzunehmen, welches das Risiko in sich schloß, im Namen des Volkes den mächtigsten Mann der Nation herauszufordern.

Heute noch sind die beiden Seiten des Unterhauses durch einen Teppich voneinander getrennt, der so breit ist, daß keine Schwerter sich über ihm treffen

können. Wer im Parlament spricht, darf den Rand des Teppichs nicht überschreiten.

Wie viel Wärme, Farbe und Majestät waren in die Parlamentsgeschichte hineinverwoben.

Hier plädierte Burke ruhmreich aber vergeblich für die gerechte Behandlung der amerikanischen Kolonisten.

Hier hielt Pitt, unberührt von Krisen und Katastrophen, Großbritannien zu seiner Aufgabe an, sich selbst durch seine eigenen Anstrengungen und Europa durch sein Beispiel zu retten.

Hier kämpfte Wilberforce seinen Kampf für die Sklaven gegen verleumderische Quertreiberei, Vorurteile und filzige Eigensucht.

Hier setzte Disraeli seine Laufbahn aufs Spiel, um Toleranz gegenüber seiner eigenen großen Rasse, den Juden, zu erwirken.

Hier zeigte sich Gladstone als moralischer und geistiger Führer seines Zeitalters.

Und hier leuchtete in jüngster Zeit Churchills furchtloser Geist mit seiner unerschütterlichen Entschlossenheit durch die dunkelsten Etappen unserer Reise.

In den Jahren zwischen den Kriegen wollte ich gerne, wie viele junge Leute, ins Parlament kommen, dort meinen Platz einnehmen und meine Rolle in jenem großen Schauspiel des Volkes spielen.

Abgesehen davon dachte ich, daß dies eine weitere Stufe auf der Leiter des Erfolges wäre und mir gleich-

zeitig eine neue Sehne für meinen journalistischen Bogen geben würde. Im übrigen war ich davon überzeugt, daß ich es besser machen könnte als die meisten Leute, die sich dort drinnen befanden.

In jenen Tagen war ich ziemlich überzeugter Tory. Als ein Sitz in einem bestimmten Wahlbezirk frei wurde, zog ich meinen besten Rock an und suchte den Präsidenten auf.

Ich sagte ihm, daß ich gerne kandidieren würde.

Er teilte mir mit, daß man Leute meines Schlages suche. Dann fragte er mich: «Wieviel Geld werden Sie an die örtliche Parteiorganisation zahlen?» Ich antwortete, daß ich am öffentlichen Leben nichts verdienen wolle und daher mein Gehalt als Parlamentarier geben würde.

Er antwortete: «Ich bedaure, Herr Howard. Uns sind bereits 1000 Pfund pro Jahr geboten worden. Wenn Sie nicht darüber hinausgehen können, fürchte ich, daß Sie nicht in Frage kommen.»

Dies war meine erste Bekanntschaft mit der Macht des Geldes in der britischen Demokratie. Bald mußte ich entdecken, daß viele gute Torysitze gegen Geld angeboten wurden.

Auch auf der Seite der Arbeiterpartei wurden bisweilen, sozusagen als Ehrenpension, Parlamentssitze denen gegeben, welche im Dienste der Gewerkschaften ergraut waren.

Wenn ich ins Parlament gekommen wäre, so hätte

ich mich natürlich um einen Posten in der Regierung – und, wenn möglich, auch um einen Titel – bemüht. So war ich nicht überrascht, als ich entdeckte, daß viele Parlamentsmitglieder das gleiche Ziel hatten.

Während des ersten Weltkrieges gegen Deutschland gab es eine erbitterte Auseinandersetzung im Parlament. Die Regierung, zu der Lord Birkenhead gehörte, trug den Sieg davon. In den Wandelgängen bemerkte hinterher einer von Lord Birkenheads politischen Gegnern sarkastisch zu ihm: «Sie wären geschlagen worden, wenn Sie nicht Ihre bezahlten Abgeordneten gehabt hätten.» Mit den «bezahlten Abgeordneten» meinte er alle diejenigen, welche Posten in der Regierung hatten oder in der einen oder anderen Form von der Krone begünstigt wurden.

«Schön», erwiderte Birkenhead jovial, «wir werden Ihnen alle unsere bezahlten Abgeordneten geben, wenn Sie uns alle diejenigen geben wollen, die gerne bezahlt werden möchten.»

Das Bild stimmt. Viele Parlamentsmitglieder waren dort aus persönlichem Ehrgeiz der einen oder anderen Art, und auch ich hätte in ihre Reihen gehört.

Das Parlament galt bei vielen mit Recht als die gesündeste und stärkste Regierungsform, die bisher von den Menschen geschaffen wurde. Schließlich hat es den Schock der zwei größten Kriege der menschlichen Geschichte überstanden.

In den Jahren zwischen den Kriegen schwang sich

diese Versammlung manchmal zu großer Würde und Bedeutung empor.

Wenn man die Reihen der besten Vertreter der Parlamentarier durchging, so sah man, was das Parlament sein konnte und sollte; denn es gab im Parlament viele Leute aus allen Parteien, die standfest und selbstlos ihr Bestes im öffentlichen Dienst taten, furchtlos und unparteiisch. Sie kamen nach Westminster mit einem einzigen Ziel: das Wohlergehen der Nation. Wenn alle so wären wie sie, würde das Unterhaus wieder die Mutter der Parlamente werden; statt dessen wendet sich die Welt, ein Land nach dem anderen, von der Demokratie ab, deren Vorkämpfer es ist.

Es ist jedoch eine schlechte Eigenschaft der menschlichen Natur, daß sie, wenn jemand ein erstklassiges Abendessen genießt und dabei etwas Suppe verschüttet, sich gerade dessen besonders erinnert. So haben die schlechten Motive und das schlechte Benehmen einiger Gesetzgeber den allgemeinen Eindruck vom Unterhaus getrübt. Die Leute wurden hinsichtlich der Politiker zynisch und müde und verachteten sie sogar. Die ganze Einrichtung des Parlaments, wenn sie auch von vielen gepriesen wurde, begeisterte die Herzen der Millionen nicht mehr.

Gerade die Kehrseite der Medaille wurde ständig von Zeitungsleuten wie mir ausgebeutet und zur Schau gestellt. Merkwürdig aber wahr, es ist leichter, negativ als aufbauend zu sein.

Den Politikern teilte ich Fußtritte und Schimpfworte aus und wurde grün vor Ärger über sie. Doch wenn ich auf jene Jahre zwischen den Kriegen zurückblicke, so glaube ich, daß ich *das* Parlament hatte, das ich verdiente, und daß die Mehrheit der Nation *die* Politik bekam, die sie wünschte.

So wie viele Millionen, dachte ich in erster Linie an mich. Dasselbe war bei einer Reihe Parlamentsmitglieder der Fall. Und wenn man Howard mit 615 multipliziert und so ein neues Unterhaus gebildet hätte, so kann ich mich des unangenehmen Gefühles nicht erwehren, daß kaum ein Mensch eine wesentliche Änderung in unserer Gesetzgebung bemerkt haben würde.

Wie der Rest der Nation wünschte ich in der Politik vor allen Dingen Bequemlichkeit. Wir wollten in Ruhe gelassen werden.

Wir wollten Waffen gegen die Diktatoren schmieden, aber ohne irgendwelche persönlichen Kosten.

Wir verlangten alle unsere Rechte, vergaßen aber einige unserer Pflichten.

Wir wollten Hitler aufhalten, aber nicht, wenn dies Opfer an Bequemlichkeit und Wohlbehagen von uns erforderte.

Ein Zug im Leben unserer Politiker und Staatsmänner überraschte mich, als ich sie im Laufe meiner Zeitungstätigkeit kennenlernte und mir meinen Weg in die Welt hinein erkämpfte. Ich hatte geglaubt, daß alle Staatsmänner ein Gott wohlgefälliges, anständiges und

sauberes Privatleben führen müßten, da die Öffentlichkeit sie sonst nicht mehr unterstützen und ihnen nicht mehr Folge leisten würde.

Ich fand jedoch, daß dem nicht so war. Dies war eine veraltete Theorie. Viele unserer Staatsmänner, darunter einige mit hoher Verantwortung, konnten sich keinen Trunk, keine Zigarre und keine Frau versagen.

Scheidung und Ehebruch waren in unserem öffentlichen Leben nicht ungewöhnlich.

Diese Entdeckung traf mich. Mein Ehrgeiz, in der Welt voranzukommen, hatte mich in gewisser Hinsicht in meinem persönlichen Verhalten gezügelt. Ich wollte keine Dinge tun, die nach meinem Gefühl meiner Karriere schaden könnten.

Als ich aber feststellte, daß einige unserer nationalen Führer taten, was ihnen gefiel, und sich niemand groß darum kümmerte, nahm ich in diesen Dingen mir selbst gegenüber eine etwas großzügigere Haltung ein.

Ich erkannte nicht, daß eine Führerschicht, die von Alkohol, Geschlechtstrieb, Geld oder persönlichem Ehrgeiz beherrscht ist, keine Antwort auf eine Führerschicht geben kann, die vom Machtrieb beherrscht ist und sich anschickt, Millionen von Menschen in Europa und Asien zu beherrschen.

In der Tat, sowohl die Parlamentarier, die sich solche Freiheiten herausnahmen, als auch die Publizisten wie ich, welche sie kritisierten und nachahmten, spielten jener Führerschicht in die Hand. Wir leisteten je-

nen Vorschub, die sich ein Geschäft daraus machten, das Parlament und seine Mitglieder lächerlich und verächtlich hinzustellen, und die wußten, daß das Parlament, trotz aller Mängel, die ihm wie jeder menschlichen Einrichtung anhaften, das einzige dauerhafte Bollwerk gegen die Tyrannei ist.

7

LEB' WOHL, MEIN HERZ

Ebensowenig wie meine Generation in Großbritannien wurde ich von den großen Ideen Hitlers oder Lenins gefangengenommen, obgleich wir keine Leidenschaft hatten, die stark genug gewesen wäre, ihre Leidenschaften zu übertreffen. Eine Idee und eine Lebensart fesselten und bezauberten uns jedoch.

Als ich erwachsen war und mir meinen Weg in die Welt hinein bahnte, als mein Einkommen und mein guter Ruf stiegen, begann ich mich für die Ideen zu interessieren, welche von Leuten wie Bertrand Russell und anderen, die man als «modern» und «fortschrittlich» bezeichnete, verfochten wurden.

Kurz gesagt, ich lernte von diesen Menschen und ihrer Lebensschule, daß ich eigentlich tun sollte, was mir gefiel. Wenn ich mir z. B. keine größere Freiheit in sexueller Hinsicht nahm, so litt ich offenbar an sogenannten Verdrängungen, Komplexen usw.

Abgesehen von den ernster zu nehmenden Ratsschlägen der Männer wie Russell gab es eine Fülle «moderner» Romane weniger bekannter Leuchten. Ich las viele davon. Der Höhepunkt in den meisten dieser Bücher bestand aus Berichten über etwas, was ich immer als unerlaubte Freude betrachtet hatte. Das

Glück werde gefunden, so sagten sie, wenn man sich die Schlafpartner aussuche, die man begehre, und sich nicht durch lächerliche Vorurteile zugunsten bereits eingegangener Bindungen erschüttern lasse.

Wenn ich allerdings den Verfassern jener Romane persönlich begegnete, so machten sie keineswegs einen glücklichen Eindruck. Gewöhnlich waren sie verstört oder verbittert, immer auf der Jagd nach etwas, was gerade noch in Sicht, aber doch nie erreichbar war. Aber die Menschen nahmen ihre Theorien an, ohne sich sonderlich um die Auswirkung zu kümmern, genau so, wie man einem schäbigen Individuum bei einem Pferderennen für einen Tip, wie man schnell reich werden könne, eine halbe Krone als Entgelt gibt.

Ein guter alter Bekannter, der jetzt eine sehr verantwortungsvolle Stellung in unserem nationalen Leben einnimmt, gab mir folgenden Rat: «Peter, wenn du in der Welt vorankommen willst, höre mit dem Trinken auf und verlege dich auf Frauen.» Und während viele meiner Bekannten die erste Hälfte dieses Ratschlages mißachteten, befolgten die meisten von ihnen die zweite.

Ich blickte mich im öffentlichen Leben um, in der großen Geschäftswelt, beim Rundfunk, in der Presse. Viele der erfolgreichsten Leute, die ich kannte, schienen diese moderne Lebensweise zu leben.

Die bevorzugte Stellung, die in jener Zeit die legale Ehe einnahm, wurde lächerlich gemacht und angegriffen. Die Zahl der Scheidungen in Großbritannien

stieg auf mehr als das Doppelte. Wir waren in jener Epoche zwischen den Kriegen auf der schiefen Ebene. Man schilderte uns eine neue Zeit, in der das Leben ein einziger, fortgesetzter und organisierter Akt freier Liebe wäre, während die Kinder auf chemischem Wege erzeugt würden und in den Laboratorien Gestalt, Farbe und besondere Eigenschaften erhielten.

Diese Art Gedankengänge über das Geschlechtsleben wurden in jenen europäischen Ländern mit doppelter Stärke vorgetragen, in denen die freie Liebe und uneheliche Geburt aus bevölkerungspolitischen Gründen gefördert wurden.

In Hitlers Deutschland schrieb die Zeitung *Der deutsche Textilarbeiter*: «Wir achten jedes Mädchen, das über veraltete Konventionen hinweggeht und sich selbst in ihrem außer der Ehe geborenen Kind rechtfertigt», während Professor Ernst Bergmann sagte: «Glücklicherweise genügt ein rassisch hochwertiger junger Mann für zwanzig Mädchen, und die Mädchen würden gerne dieser Forderung nachkommen, wenn wir nicht die unsinnige, sogenannte zivilisierte Vorstellung einer ständigen Einehe hätten.»

Dasselbe System bestand einst in Lenins Land. In einem bestimmten Stadium der Sowjetentwicklung wurde ein Gesetz erlassen, das besagte, daß ein Ehepartner sich vom andern scheiden lassen könne, indem er ihm einfach auf einer Postkarte mitteile, daß er nicht länger mit ihm zusammenleben wolle. Frau Simonowich

schrieb in der *Prawda*: «Unsere jungen Leute haben gewisse Grundsätze. Und diese werden von dem Glauben beherrscht, daß, je mehr man sich dem Extrem und sozusagen der tierischen Primitivität in sexuellen Angelegenheiten nähert, man ein desto besserer Kommunist sei.»

Zurück zum Dschungel im Namen des Fortschrittes. In jenem Stadium bemerkte die Sowjetgesandte, Frau Kollontai: «Die Unmoral in den Schulen macht befriedigende Fortschritte.»

Diese «moderne» Idee, daß das Geschlechtsleben nur eine Quelle des Vergnügens und nicht eine Angelegenheit der Selbstbeherrschung sei, gewann meine intellektuelle Zustimmung, als ich um mich blickte.

Einige meiner Freunde waren radikal in ihren politischen Ansichten. Sie bezogen die freie Liebe in ihre Auffassung von Freiheit ein. Sie machten sich über die alte Auffassung lustig, daß «der Mensch nicht scheiden soll, was Gott zusammengefügt hat». Sie bezeichneten dies als «Bourgeois-Moral».

Aus der Art, in der sie dies sagten, zog ich die Folgerung, daß ich auf keinen Fall «bourgeois» sein wollte, obgleich ich damals noch nicht ganz sicher wußte, was dieses Wort zu bedeuten habe. Irgendwie wollte ich sicher gehen, daß die Romantik in der Form, in der ich sie wünschte, das Richtige sei, und daß die Skrupeln, die ich tief unten in meinem Herzen spürte, verrückt und ohne Bedeutung seien. Meine radikalen

Freunde sagten mir, daß meine Skrupel falsch und meine Begierden richtig seien. So war es ganz natürlich, daß ich mich durch dieses extremistische politische Programm sehr angezogen fühlte.

Allerdings entsprachen meine romantischen Erlebnisse nicht meinen Begierden. Mein Mut war niemals so groß, daß ich meine Überzeugungen voll ausgelebt hätte. Aber ich war davon überzeugt, daß die geistig und seelisch wertvollsten Menschen es ablehnten, sich durch die althergebrachte christliche Moralauffassung binden zu lassen.

Doch dann kam plötzlich die wahre Liebe in mein Leben. Wie bei Tausenden von Männern meiner Generation fegte sie alle «modernen» Ideen beiseite, und in meinem Herzen erwachte wieder der «altmodische» Wunsch, die Frau zu heiraten, die ich liebte, und treu mit ihr zu leben.

Die Geschichte meiner Liebe begann mit einem Mann, der viele Stunden seiner Kindheit in einem Backofen verbrachte.

Er heißt Metaxa und ist Grieche.

Seine Mutter verbarg ihn einst im Ofen und sagte ihm, daß Piraten auf die Insel Ithaka kommen könnten, wo er geboren worden war. Denn die Piraten pflegten kleine Jungen von Ithaka zu rauben und sie als Kabinen- und Küchenjungen beim Schmuggel und bei ihren gewalttätigen Unternehmungen zu verwenden.

So ist es eine der ersten Erinnerungen John Metaxas, daß sich die blassen Hände seiner Mutter durch die Dunkelheit tasteten, ihm einen Becher süßen Weines und ein Stück Brot mit schwarzen Oliven reichten und sich dann schnell zurückzogen.

Metaxa rannte barfüßig auf Ithaka herum. Sein Körper wurde sehnig und zäh. Er tummelte sich in der Bucht von Ithaka, von der man erzählte, daß man in ruhigen Tagen in der Tiefe noch die Dachzinnen und kannelierten Pfeiler alter Paläste sehen könne, die im zeitlosen Meere versunken sind.

John Metaxa wurde zu Verantwortungsbewußtsein und Weitblick erzogen, denn seine Familie ist eine der ältesten Griechenlands.

Er hat eine Tochter. Sie heißt Doris und ihre Freunde nennen sie Doë. Meine Augen sahen sie zuerst in der Schweiz, und mein Herz sagte mir, daß ich mit ihr spazierengehen und sie sprechen sollte.

Sie war eine berühmte Persönlichkeit. Sie war damals eine der großen Tennisspielerinnen. Wenige Frauen nur konnten der Wucht ihres Vorhandschlages widerstehen, und auch die meisten Männer gerieten durch ihn in Bedrängnis. Ich war überrascht und erschrocken, als ich zum erstenmal die Kraft und Leidenschaft sah, die in dieser zarten Person aufgespeichert waren. Ich fühlte etwas von der Verwunderung eines Zuschauers beim Anblick einer Gazelle, die einen Büffel tödlich trifft.

Ein Freund machte mich mit Doë bekannt. Bald entdeckte ich aber, daß es leichter war, mit einigen meiner englischen Freunde bekannt zu werden, als mit John Metaxas Tochter spazierenzugehen und sich mit ihr zu unterhalten. Ich konnte keine Verabredung mit der Tochter ohne die Genehmigung des Vaters treffen.

Ich pflegte das Hotel in St. Moritz, wo sich die Metaxas aufhielten, anzurufen. «Könnte wohl Herr Howard heute Nachmittag Fräulein Metaxa sehen?» Dann pflegte der Concierge den Bescheid zu bringen: «Das gnädige Fräulein wird sich freuen, um 2 Uhr 30 spazierenzugehen.»

Um 2 Uhr 30 pflegte ich dann zum Hotel zu gehen. Dort war Doë. Und dort war dann auch John Metaxa, gut gekleidet, mit seinem Spazierstock und dem freundlichen, aber durchdringenden Blick eines Adlers.

Doë und ich pflegten voranzugehen, hinter uns ging John Metaxa wie ein Detektiv, der eine königliche Hoheit beschützt, niemals in Hörweite, immer in Sehweite, immer abgesondert, aber niemals verschwunden.

Er war damals über 70 Jahre alt. Es war heiß, eine trockene, ausdörrende Hitze eines Bergsommers. Ich versuchte schneller zu gehen als er, um ihn weiter hinter uns zu lassen. Aber ich hatte niemals Erfolg. Er sah immer frisch und leicht belustigt aus, wenn wir uns verabschiedeten, während ich stets in Schweiß gebadet war und mich leicht unbehaglich fühlte.

Für den Mann, der seine Jugend auf den halsbrecherischen Geißpfaden Ithakas verbracht hatte, waren die Touristenwege von St. Moritz im Vergleich dazu bequeme Straßen.

Ich müßte heucheln, wenn ich behaupten würde, daß ich seine Taktik schön fand. Aber ich empfand für seinen Charakter Bewunderung und Zuneigung.

Die Metaxas gingen nach Paris. Ich kehrte nach London zurück, führte ein angestrenktes Leben und zahlte meine Studenschulden ab.

Ich wollte Doë öfter sehen. So löste ich mir gewöhnlich eine Sonntagsrückfahrkarte 3. Klasse nach Paris. Ich glaube, daß sie seinerzeit etwa 30 Schillinge kostete. Samstagabend pflegte ich St. Pancras zu verlassen, im Zug nach Tilbury zu fahren und mich nach Dünkirchen einzuschiffen. Die 3. Klasse auf diesen Schiffen war erträglich aber primitiv. Ich verbrachte den größten Teil der Nacht an Deck und traf dann gegen 8 Uhr am Sonntag morgen in Paris ein.

Dann mußte ich versuchen, Doë zu treffen. Sie wußte, daß ich nach Paris kommen würde. Ihr Vater wußte es nicht.

Ich rief dann gewöhnlich ihr Hotel vom Restaurant Griffen aus an, dessen Eigentümer einen solchen Sinn für Romantik hatte, daß er sogar einmal einen Scheck für mich bezahlte.

«Herr Howard ist den Tag über in Paris. Könnte er wohl Fräulein Metaxa sehen und sprechen?» Die

Antwort lautete: «Würde Herr Howard wohl das Mittagessen mit der Familie Metaxa um ein Uhr einnehmen?»

So wanderte ich dann am Sonntagmorgen durch Paris als Unbekannter unter Unbekannten. Ich trank ein Glas Dubonnet, beobachtete die Angler an der Seine, spazierte, sah den Tauben und den Kindern in den Gärten des Louvre zu und ging dann um ein Uhr ins Hotel Napoleon.

Dann gab es ein Mittagessen, an dem die ganze Familie teilnahm. Ich konnte einige wenige Sätze mit Doë sprechen, und dann kam der Abschied.

Am Nachmittag saß ich einsam im Kino, wo ich oft nichts verstand, da ich damals noch nicht französisch sprach. Danach kehrte ich wieder zum vertrauten düsteren Nordbahnhof zurück, mit seinem Duft nach frischem Kaffee und trockenem Knoblauch, seinen Zügen, Kanälen und den prickelnden Gerüchen, die für Frankreich so typisch sind. Dann begann die Nachtreise nach Dünkirchen und Tilbury, und am Montagmorgen um 9 Uhr war ich wieder in meinem Büro in Westminster.

Eines Tages saß ich Herrn John Metaxa aus Ithaka im Hotel Napoleon gegenüber und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Ich sagte ihm, daß ich Doë liebe. Ich sagte ihm auch, daß ich, soweit mir bekannt, gesund sei, wenn auch nicht wohlhabend. Ich sagte ihm alles das, was die meisten jungen Menschen wohl in dem

nervenanspannenden Zustand der Liebe ihren zukünftigen Schwiegervätern herstottern.

John Metaxa sagte nichts. Überhaupt nichts. Ich glaube, daß wir uns zwei Minuten lang nur ansahen. Dann erhob er sich und sagte: «Herr Howard, eines ist mir klar, daß Sie ein Gentleman sind.» Er gab mir die Hand und damit war die Unterredung beendet.

Bis heute habe ich den Grund oder den Zweck jener Bemerkung John Metaxas nicht begriffen. Ich kann nur sagen, daß er mir gegenüber von jenem Augenblick an von einer Großzügigkeit und Liebe war, die seinem eigenen Sohn gegenüber nicht hätte größer sein können. Seitdem habe ich vieles mit ihm zusammen erlebt und ich liebe seine Gesellschaft immer mehr. Er bringt Kraft und Leben in jedes Theaterstück. Denn er hat Mißtrauen und Verachtung gegenüber allen weichen und sentimentalen Szenen auf der Bühne. Wenn der Held seiner Heldin eine Liebeserklärung macht, kann man ein immer stärker werdendes Stöhnen von Seiten John Metaxas hören. Er bereichert den Dialog mit Tönen, die je nachdem wie «Tut» oder «Tchchah» zu buchstabieren sind. Man hat auch schon gelegentlich ein leises Zischen oder sogar einen Pfiff von ihm gehört.

Wenn ihm andererseits eine Szene gefällt, so erhebt er sich, wirft sich in die Brust und klatscht hoch in der Luft mit Entschlossenheit, während er mit einem Blick um sich schaut, der die andern zwingt, seine Gemütsbewegungen zu teilen.

Ich habe es erlebt, wie in London das Publikum durch John Metaxa aus der Apathie zur Begeisterung mitgerissen wurde. Ich habe es auch erlebt, wie in London das Publikum im falschen Augenblick wegen Metaxas Stöhnen und Grimassen in lautes Gelächter ausbrach.

Er ist ein besorgter Vater. Wenn Doë in Wimbledon Tennis spielt, sitzt John Metaxa an der Seitenlinie. Er hat Zucker bei sich und drückt ihr von Zeit zu Zeit einige Stücke zur Erfrischung in die Hand.

Einmal wußte Doë, daß ihr Vater die Absicht hatte, mit ihr an dem Tage nach Frankreich zurückzukehren, an dem sie aus dem Wimbledon-Turnier ausscheiden würde. Er wollte unbedingt einige geschäftliche Angelegenheiten in Marseille erledigen. Doë ihrerseits wollte gerne so lange wie möglich in England bleiben.

In der ersten Runde der Meisterschaft, als Doë kurz vor dem Verlust eines Spieles stand, holte John Metaxa an der Seitenlinie ein Telegrammformular heraus, und er begann unter den Blicken Doës, die genau wußte, was er tat, einen Text an seine Frau in Frankreich zu entwerfen, der besagte, daß er und Doë den Kanal in der kommenden Nacht überqueren würden.

Doë gewann das Spiel. Sie gewann damals sogar die Endrunde in Wimbledon und besitzt die Goldmedaille eines Wimbledon-Siegers.

Vielleicht ist John Metaxa nicht nur ein schlauer Vater, sondern auch ein Psychologe. Er lacht immer

so, als ob er der Meinung sei, er wäre an diesem Siege beteiligt. Fest steht, daß er Doë vom Scheitel bis zur Sohle kennt.

Doës Charakter, der in dieser abenteuerlichen Geschichte eine so große Rolle spielt, wird auf dem Tennisplatz völlig offenbar. Ich erinnere mich besonders an ein Spiel. Doë spielte gegen einen erstklassigen Gegner. Sie führte mit 5 zu 4 Spielen und 40 zu 0 Punkten.

Ihr Gegner gab an Der erste Aufschlag wurde von Doë mit furchtbarer Gewalt 30 cm hinter die Grundlinie geschlagen. Fünfzehn zu vierzig.

Den zweiten schlug sie noch härter, und er landete etwa 10 cm jenseits der Grundlinie. Dreißig zu vierzig.

Den dritten? Sie schlug ihn so hart, wie ich nie einen Tennisball habe schlagen sehen. Der Ball sah beim Fluge elliptisch aus. Die Kreide flog in einer hohen Wolke aus der Ecke hoch, wo er landete. Es war klar, daß dies der Gewinnball war.

Aber der Linienrichter rief «aus». Der Schiedsrichter erhob Einspruch. Doës Gegner sagte dem Schiedsrichter, daß der Ball nicht aus war. Aber der Linienrichter blieb hartnäckig. So war die Sache entschieden.

Doë verlor das Spiel.

Aber sie gewann den Satz und den ganzen Kampf. Und das ist das Entscheidende an der Geschichte.

Einige Leute werden mit wachsenden Schwierigkeiten immer stärker und unerbittlicher. Doë ist ein Kämpfer. Sie hat die stählernen Eigenschaften der

Furchtlosen. Wenn man sie nie in Schwierigkeiten oder Gefahren gesehen hat, kennt man sie nicht richtig.

Ich habe sie in beiden gesehen, wie ich berichten werde.

Sie hat eine mit Wärme gepaarte Lebendigkeit. Und diese Verbindung ist außerordentlich selten.

Ich habe fünfmal geheiratet. In einem Zeitraum von 36 Jahren habe ich fünfmal vor dem Altar gestanden.

Um die Weisen zu täuschen und die Unwissenden zu verwirren, möchte ich gerechterweise hinzufügen, daß ich mich jedesmal mit derselben Frau durch die Hochzeitszeremonien hindurcharbeitete. So können wir von uns etwas behaupten, was meines Wissens einzigartig ist, daß wir nämlich ein fünffaches Paar sind, fünffacher Ehemann und fünffache Ehefrau.

Doë und ich beendeten dieses Heirats-Hindernissen vor 12 Jahren in Marseille – einmal in der dortigen englischen Kirche, zweimal und mit großer Länge in der griechischen Kirche, einmal auf dem englischen Konsulat und schließlich auf dem französischen Standesamt.

Am Morgen des ersten Tages war ich so fröhlich, daß ich kleine Münzen in die Gosse der Rue St. Jacques warf und die kleinen französischen Kinder laut schrien und sich um sie balgten.

Der französische Standesbeamte hatte eine Schärpe in den französischen Nationalfarben so eng um seine Hüften gebunden, daß sein Leib darüber und darunter

hervorquoll wie zwei Ozeanwellen mit einem Wellental dazwischen. Sein Bauch wölbte sich bei jedem Atemzug. Es war ein ergreifendes Schauspiel, und die Zuschauer keuchten und schwitzten vor Mitgefühl. Er brauchte achteinhalb Minuten, um uns zu trauen. Dann stand er mit Volldampf auf und steuerte auf mich los, um mich auf meine Wange zu küssen. Er würde es auch ausgeführt haben, wäre ich ihm nicht mit englischem Stolz entwischt.

In der griechischen Kirche sang ein unsichtbarer Chor von einer Galerie aus. Junge Mädchen gingen vor uns her und streuten Rosensträuße und Orangenblüten zu unseren Füßen, als wir dreimal in heiligem Ritual den bärtigen Priestern um das Heiligtum herumfolgten. Über den Köpfen, Doës und meinem, hielten Freunde mit ausgestreckten Armen eine Krone aus gewirktem feinem Gold – und dies während neunzig Minuten ohne Unterbrechung.

In der englischen Kirche, wo die Festlichkeiten am Nachmittag des dritten Tages zu Ende gingen, hatte ich meine ganze Nervosität verloren. Bis dahin war mir das Heiraten zur Gewohnheit und einer alltäglichen Sache geworden. Ich sang das Lied «The Campbells are coming, trala trala» mit einem gewissen Unterton zu meinem Trauzeugen hinüber, als Doë und ihr Vater durch das Seitenschiff hereinkamen.

Wir brauchten zwei Tage, um nach England zu kommen. Das waren unsere ganzen Flitterwochen. Ich den-

ke an die rundlichen lebenden Tauben auf der Straße beim Jardin de la Concorde in Paris und an die toten und am Spieße gebratenen Drosseln im Café in Avignon. Wir assen sie mit dicker schwarzer Sauce und schwerem rotem Wein.

Das Kommen nach England war für Doë eine schwere Prüfung. Ihr Leben hatte sich in Frankreich abgespielt, und in England hatte sie nur wenige Freunde.

Meine Mutter weinte, als ich England vor der Heirat verließ. Doës Mutter weinte, als Doë Frankreich nach der Heirat verließ.

Mit diesem salzigen Hintergrund gingen Doë und ich über den Laufsteg in Dover ans Land, um das Leben zu erproben.

Die Sterne wollten uns wohl und die Erde gab uns ihre Wärme. Doë und ich liebten uns sehr und tun dies bis auf den heutigen Tag.

Nach einiger Zeit entdeckten wir, daß Doë ein Kind erwartete. Dies ist der Punkt des gemeinsamen Lebensweges, den so viele Schriftsteller mit aller Kunst vergoldet und ausgeschmückt haben.

Was empfand ich? Ich war erstaunt. Man wundert sich, wenn die Dinge, von denen man so oft gehört hat, sich plötzlich bei einem selbst ereignen.

Außer dem Erstaunen empfand ich Verwirrung und ein klein wenig Angst. Hauptsächlich aber war es Ungeduld darüber, daß sich nun etwas ereignet hatte, das meiner Kontrolle entging.

Doë und ich waren glücklich so wie wir waren. Die Geburt eines Kindes würde unsere finanziellen und sonstigen Verpflichtungen vervielfachen, während sie in einem gewissen Maße unsere Freuden, Freiheiten und Bequemlichkeit verringerte. Die Ehe war, jedenfalls für mich, ein Mittel zur Freude und Befriedigung. Die damit verbundenen Pflichten waren eine Bindung und etwas, das man so schnell wie möglich vergessen möchte.

Ich wünschte, daß unser Kind ein Junge sein möge. Aber ich wollte Doë jegliche Enttäuschung meinerseits ersparen, falls wir ein Mädchen bekommen sollten. So sagte ich ihr fortwährend, daß es mir im Grunde genommen gleichgültig sei – daß ich aber im großen und ganzen lieber ein Mädchen hätte.

Ich bringe diese Episode zu Papier, weil es zwar nicht meine erste Lüge Doë gegenüber war, aber soviel ich weiß, die erste Lüge seit unserer Verheiratung. Die Lüge gehörte einer fruchtbaren Familie an; denn im Laufe der Jahre entwickelte ich eine regelrechte Technik «anständiger Lügen», um den ehelichen Wagen beim langsamen Abgleiten zu ölen.

So ging es nun weiter. Ich trug zwei klare Bilder im Herzen. Das eine war das Bild des Mannes, wie Doë ihn erwartete und sich ihn vorstellte. Das andere war das Bild, das ich Doë und meiner Familie von mir geben wollte. Beide Bilder waren freundlich und hübsch – und einander ziemlich ähnlich.

Aber das Traurige an der Angelegenheit war, daß keines der Bilder mir wirklich ähnlich sah.

Ich begann zu Hause eine Maske zu tragen. Ich redete mir ein, es sei nur eine kleine Maske, – aber sie war dick.

Ich pflegte Doë von meinen Erfolgen bei der Zeitung zu erzählen. Ich berichtete ihr von den Unterhaltungen mit meinem Arbeitgeber, Lord Beaverbrook, oder mit andern mächtigen Leuten, bei welchen meine eigenen Leistungen anerkannt wurden. Aber wenn ich einen Tritt erhielt oder beschimpft wurde, wie es in den Büros und besonders bei den Zeitungen häufig vorkommt, wurde ich stumm wie eine Auster. Ich kniff meine Lippen aufeinander und sagte nichts. Ich sagte mir, daß ich so Doë Ärger ersparen wollte, obgleich diese Taktik gleichzeitig meinem eigenen Stolz entgegenkam.

Ich liebte Doë auch weiterhin und ich habe es immer getan, seit wir uns kennenlernten. Aber bald nach unserer Eheschließung entdeckte ich zu meiner Überraschung, daß mein Interesse für frische Lippen und sanfte Augen und die Bewunderung der Schönheit anderer Frauen mich nicht verlassen hatte. Mein Interesse war akademischer Natur. Aber der Unterschied zwischen einem akademischen und einem wirklichen Interesse läßt sich mit dem Haarwuchs auf dem Kopf eines Glatzköpfigen vergleichen. Er nahm im Laufe der Jahre langsam aber beständig ab.

Meine alten Ideen, daß der Begriff der ehelichen Treue «bourgeois» sei, stiegen wieder in mir auf.

Ich sagte mir, daß das, was ich tat, harmlos sei, so lange ich Doë keinen Kummer bereitete. Wenn sie nichts wußte, konnte sie deswegen auch nicht traurig sein.

Tatsächlich fand ich im weiteren Verlauf meiner ehelichen Reise, daß die von Leuten wie Bertrand Russell propagierten Ideen in meinem Herzen und meinen Begierden tief verwurzelt waren. Sie waren durch die glückliche Heirat eher verdeckt als geheilt. Manchmal ging ich abends aus. Ich mußte damals angestrengt arbeiten, um Geld zu verdienen. Und ich glaubte, daß ein Mann, der hart arbeitete, ein Recht auf Entspannung habe, worin diese auch immer bestehen möge. So verbrachte ich bisweilen, wenn ich hätte nach Hause gehen können, die Zeit im Westend beim Tanzen und Trinken, wo die Stunden und Jahre in jener Zeit zwischen den Kriegen in Schimmer und Glimmer vergingen.

Doë glaubte, oder man sagte ihr zumindest, daß ich zu dieser Zeit für die Zeitung arbeitete. Und tatsächlich schnappte ich auf diese Weise allerhand Neuigkeiten in der Stadt auf.

Natürlich kam ich am folgenden Abend zeitig nach Hause und brachte Doë oft ein kleines Geschenk mit. Ich widmete mich ihr völlig. Wir gingen dann zusammen aus, vielleicht in ein kleines Kellercafé in Soho,

um die scharfgewürzten kontinentalen Gerichte zu essen, französisch zu sprechen und zu hören und uns gegenseitig an der Gesellschaft des andern zu freuen. Das waren die besten Abende unseres Lebens. In diesen Stunden fiel es mir schwer zu verstehen, daß ich je wünschen könnte, sie anders zu verbringen. Und dennoch ...

So ging unsere Ehe weiter – eine fröhliche und abwechslungsreiche Reise, wie ein Fluß in Dartmoor mit Licht und Schatten, plötzlichen scharfen, kantigen Felsen, dann wieder mit ruhigen und gelegentlich tiefen Stellen.

Und plötzlich, bevor man genau das Wie oder Wieso erkennt, teilen sich die Wasser – und zwei Ströme fließen Seite an Seite, wo vorher nur einer war – die Wasser laufen schwatzend und lachend noch einige Zeit nebeneinander und dann vielleicht in verschiedenen Richtungen. In ihrem getrennten Lauf plaudern sie noch zusammen, aber sie verlieren die tieferen Töne.

Doë und ich stellten fest, daß jeder in seinem Leben Winkel hatte, die ihm nur alleine gehörten und nicht beiden. Wir empfanden dies als normal und meinten, man müsse so leben. Eine Frau habe ein Anrecht auf ihre eigenen Freundinnen. Ein Mann müsse auch etwas für sich haben. Dies sagten wir einander mit unbefangenen Lippen und traurigem Herzen.

Zwei weitere Kinder wurden uns noch geschenkt, ein Mädchen Ann und ein Junge Anthony. Ich war ein sogenannter Erfolg. Ich hatte schwitzend die kalten

unteren Berghänge des Erfolges erklettert, die voller Spalten und Eis und plötzlicher Abgründe waren und begann nun gleichmäßig, mit Selbstzufriedenheit und neuem Vertrauen den sonnigen oberen Teil des Abhanges zum ewig fernen Gipfel meines Ehrgeizes emporzusteigen.

Unterdessen wurde Philip, unser ältester Sohn, größer. Er wurde vier, fünf und sechs Jahre alt. Und eines Tages sah ich meinen Sohn über den Tisch unseres Heimes an und wußte, daß er mir fremd geworden war. Auch er hatte seine Geheimnisse, an denen er weder mich noch Doë teilhaben ließ. Er hatte Geheimnisse, von denen er nicht sprechen wollte.

Ich denke an den Zwischenfall mit dem Apfel – eine kleine Episode und doch von so ungeheurer Bedeutung für uns. Wenn in einer kleinen Familie irgend jemand einen Apfel auf einem Teller angebissen hat, so können die Erwachsenen sich im allgemeinen denken, wer es gewesen ist. «Philip», sagte Doë, «hast Du diesen Apfel angebissen?»

«Nein, Mama», sagte Philip, und die braunen Augen starrten uns entschlossen und herausfordernd mit jenem Blick an, den ich so oft bei mir selbst im Spiegel beim Rasieren gesehen hatte, wenn ich am Morgen Doë über meine Tätigkeit am vorangegangenen Abend berichtete.

Philip belog uns wegen des Apfels. Wir wußten, daß es eine Lüge war, und er wußte es auch. Philip

setzte zum erstenmal in unserem Hause eine Maske auf. Was sollten wir tun? Weder Doë noch ich hatten die geringste Vorstellung. Wir sagten uns, daß es doch ganz natürlich sei, daß Kinder ihre Eltern auf diese Weise belogen. Wir dachten an Lügen, die wir selbst in unserer Kindheit gesagt hatten.

Ich hatte Dinge, die mir wichtiger und interessanter erschienen als Philips Lüge wegen des Apfels. Ich mochte keine Antwort für Philip haben, und doch lauschten Millionen meinen politischen Ansichten.

Und so machte ich mich mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Weg zur Fleet Street, indem ich darüber nachbrütete, in welcher Form und mit welchen Worten ich mich über einige Staatsleute auslassen wollte, welche das Volk getäuscht hatten oder wie ich eine Lüge an den Pranger stellen könnte, die von einem der frischgebackenen Revolutionäre in Europa ausgesprochen worden war.

8

CHURCHILL SCHÄRFT SEIN SCHWERT

Weit unter der Erde, unter den Pflastersteinen und den hölzernen Fahrbahnen des Ludgate Platzes, sucht der Fluß Fleet seinen geheimnisvollen Lauf zur Themse. Sein Wasser ist ebenso schwarz wie die Tinte der Straße, die nach ihm benannt wird. Es gibt heute keine Fische im Fluß Fleet, aber viele tummeln sich in den Bächen und Pfützen der Fleet Street. Meist sind es Sprotten oder Haifische, obgleich von Zeit zu Zeit auch einige echte Walfische die Tiefen der Wasser aufwirbeln.

Einer der Wale in der Fleet Street war zu meinen Zeiten Winston Churchill. Eine zeitlang arbeitete er als mein Kollege für Lord Beaverbrook's *Evening Standard*.

Er gab sich bei seinen Artikeln nicht die gleiche Mühe wie bei seinen Reden. Lange Jahre hindurch hat Churchill jedes Wort seiner Parlamentsreden handschriftlich niedergelegt. Dann pflegte er sich in der Intimität seines Schlafzimmers vor einen Spiegel zu stellen und so lange zu proben, bis jedes Wort wirklich saß, einschließlich der meisten «Impromptus», welche immer noch die Churchillreden schmücken.

In einem gewissen Stadium seiner Laufbahn war Churchill politisch erledigt. Er schrieb seine Zeitungs-

artikel gewissermaßen des Verdienstes willen. Zwar waren sie das Beste, was damals in dieser Art geschrieben wurde, doch hatten sie nicht immer jene hohe literarische Qualität, die Churchill in seinen besten Tagen auszeichnete.

Der zukünftige Premierminister pflegte meine Artikel sorgfältig durchzulesen, wenn er sie auch keineswegs immer schätzte. Er half mir sehr viel mit Kommentaren und Vorschlägen, die ich mir zu Herzen nahm.

So nahm er Anstoß an dem Satz «Warum denn?», den ich von Zeit zu Zeit gebrauchte. Er dampfte im Wandelgang des Unterhauses wie ein furchterregendes Schlachtschiff auf mich los und stieß die Worte «Warum denn? Warum denn?» angriffslustig durch den Schornstein seines Mundes. In jenen Tagen war Churchill von einer großen Idee besessen.

Hitlers Idee hieß: «Eine Rasse soll herrschen».

Lenins Idee hieß: «Eine Klasse soll herrschen».

Churchills Idee hieß: «Die Nazis sollen nicht herrschen. Sie müssen vernichtet werden». Diese Idee war in Großbritannien nicht volkstümlich, denn in jenen Tagen war in der britischen Öffentlichkeit der Wunsch nach Frieden stärker als der Wunsch, Hitler zu Boden zu schlagen. Und sowohl die britische Öffentlichkeit als auch Churchill wußten, daß seine Idee nur durch Krieg verwirklicht werden konnte.

Churchill hatte keine bedeutende Unterstützung in

seiner eigenen Partei. Dagegen hatte er das Mißtrauen und die aktive Feindschaft der Labourpartei und der linksgerichteten Elemente. Viele erinnerten sich seiner Rolle bei der Niederschlagung des Generalstreiks und seiner Tätigkeit als Herausgeber der *British Gazette*.

Andere erinnerten sich der Tage, in denen unser später streng konservativer Premierminister mit mitteilbarer und überschwenglicher Offenheit über unsere zukünftigen roten Alliierten gesprochen hatte.

So saß Churchill im Mondlicht oder, wie es scheinen mochte, im untergehenden Sonnenlicht einer Laufbahn, der es irgendwie an Größe gefehlt hatte. Er sang sein Kriegslied gegen die Nazi fast solo. Nichtsdestoweniger sang er es fortissimo in den Spalten des *Evening Standards*.

Währenddessen empfahl mein Chef, Lord Beaverbrook, der Eigentümer dieser Zeitung, eine Politik der erhabenen Isolierung. Er prägte Worte wie z. B. «Es gibt weder in diesem noch im nächsten Jahr einen Krieg», und er zahlte mir hohe Gehälter, damit ich über dieses Thema Leitartikel schriebe. Er lehnte Churchills große Idee völlig ab.

So mußte sich Percy Cudlipp, der damalige Chefredaktor des *Evening Standard* oft wie ein Fußball in einem Pokalendkampf vorkommen. Glücklicherweise besitzt Percy Zähigkeit, Elastizität und Sinn für Humor, alles unentbehrliche Eigenschaften für eine solche Rolle.

So klingelte z. B. sein Telephon am Morgen. «Cudlipp? Hier spricht Lord Beaverbrook. Wie heißt der Kerl, der in deiner Zeitung schreibt?... Wie heißt er?... Ja,... Winston Churchill, ... den meine ich. Ich hoffe, Percy, daß du ihm nicht allzuviel für seine Artikel bezahlst?... Um des Himmels willen, so viel? Das kann doch nicht dein Ernst sein. Das ist ja furchtbar... Nun, ich hoffe wenigstens, daß du an ihn nicht allzulange gebunden bist – wie lange läuft denn sein Vertrag noch?... Um Himmels willen, ein Jahr? Ein ganzes, langes Jahr noch? Nun, paß auf Percy, bringe ihn von dem Nazithema ab. Er ist von diesem Hitler besessen. Bringe ihn dazu, etwas Innenpolitisches zu schreiben, ein schönes Thema über das Empire, die Arbeitslosigkeit, die Landwirtschaft – laß ihn über solche Themen schreiben. Sonst noch etwas? Auf Wiedersehen.»

Und Percy hielt den verstummtten Hörer in seiner Hand. Dann rief er Churchill an. Die Unterhaltung verlief etwa folgendermaßen:

«Guten Morgen, Herr Churchill. Worüber werden Sie in dieser Woche schreiben?»

«Guten Morgen, Herr Cudlipp, ich glaube wir sollten uns diese Woche einmal die Nazis unter die Lupe nehmen. Wir müssen dem Land die Gefahr, die ihm durch diese Bande droht, klarmachen, und ich meine, daß wir diesmal sehr gut über die Expansionspläne der Nazis auf dem Balkan sprechen könnten.»

«Das würde zweifellos sehr interessant sein, Herr

Churchill. Aber wie wäre es, wenn man in dieser Woche einmal unseren Lesern durch einen Artikel über innenpolitische Fragen etwas Abwechslung verschaffen würde – über Arbeitslosigkeit oder Landwirtschaft?»

«Wundervoll, Herr Cudlipp, wundervoll. Und wir werden auch noch darauf zu sprechen kommen. Aber ich meine, gerade diese Woche wäre ein starker Artikel über die Nazis angebracht.»

Und wieder war das Telephon still.

Eines Abends mußte ich in einer Zeitungsangelegenheit Churchill in seinem Landhaus aufsuchen. Ich fuhr direkt von meiner Arbeit in Fleet Street nach Chartwell. Das Wetter war sommerlich, ich trug alte Kleider und war erhitzt und ermüdet von dem Lärm und der Erschütterung der Maschinen.

Churchill war in seinem Garten. Er trug ein altertümliches und ausgefallenes Kostüm und sah wie eine plötzlich lebendig gewordene Annonce der Michelin-Reifenwerke aus. Er baute an einer Mauer und legte die Steine aufeinander mit einer Begeisterung, die ich leicht feststellen konnte und einem Geschick, das ich schwerer beurteilen konnte. Jedoch machte mir die Mauer einen ziemlich geraden Eindruck.

Er erwartete zum Abendessen eine Reihe vornehmer Gäste. Er bestand darauf, daß ich blieb, eine schwarze Krähe unter goldenen Paradiesvögeln, ein tintenbekleckster Zeitungsschreiber in einem grauen

Sack unter Fracks und Würdenträgern. Doch man gab mir zu verstehen, daß ich der willkommenste unter allen Gästen sei. Churchill hat in seinem Privatleben ein weites Herz, eine Wärme und eine Einfachheit, welche die unerschütterliche Treue seiner Freunde erklärt.

Er holte mir sein eigenes Rasierzeug und stand bei mir in seinem privaten Baderaum, während ich mich wusch, rasierte und mich wieder menschlich machte. Er erwies mir alle Kameradschaft eines älteren Bruders, der meinerwegen, nicht seinerwegen, besorgt war, daß ich unter seinen Freunden möglichst vorteilhaft erscheinen möge.

Dies warf ein kennzeichnendes Licht auf den Charakter dieses schicksalhaften Menschen.

Damals hatte Churchill so etwa den Tiefpunkt seiner Laufbahn erreicht. Er war sanft, freundlich, abgeklärt und weise. Lord Beaverbrook hat, als er Churchill beschrieb, seiner Ansicht Ausdruck gegeben, daß Churchill im Tiefpunkt der bezauberndste Gefährte sein kann, daß aber «Churchill auf dem Wellenberg in sich das Zeug zum Tyrannen trägt».

Ich erinnere mich, daß damals Lord Baldwin drauf und dran war, sich von der Ministerpräsidentschaft zurückzuziehen. Churchill hatte viele Gründe, über Lord Baldwin erbittert zu sein. Er war schon im britischen Kabinett gewesen, bevor Lord Baldwin überhaupt ins Parlament kam. Er hatte erlebt, wie der ältere, lang-

samere und beständigere Mann von weit hinten her startete und ihn beim Rennen um die Macht einholte und überholte. Aber Churchill war nicht verbittert.

An jenem Abend sagte er zu mir nach dem Essen: «Baldwin ist schlau wie eine Rothaut. Er wird nach Bewdley gehen, und Freitag abends, oder wenn er sonst tanzt, wird er um den Pfahl seines Wigwams herumspringen mit meinem blutigen Skalp an seinem Gürtel.»

Er lachte ohne Verbitterung und sagte dies mit derartiger Leichtigkeit, daß Lord Baldwin selbst, wenn er es gehört hätte, daran keinen Anstoß genommen hätte.

Später sprach Churchill von den Dingen, die er tief in seinem Herzen trug. Mit dem brennenden Feuer eines Hellsichtigen sprach er über die Notwendigkeit, die Nationalsozialisten zu vernichten. Er sah, daß der Krieg unvermeidlich war – und je rascher er vorbei wäre, desto eher würde es Ruhe geben.

Von dieser Idee war er völlig besessen, genau so wie Hitler und Lenin von ihren Ideen besessen waren. Es wühlte mich auf, die Explosionskraft einer großen Leidenschaft in einem Zeitalter zu erleben, in welchem die meisten Briten gegenüber jeder Begeisterung mißtrauisch waren.

Auf Grund dieses Abends in seinem Heim sah ich in einer Hinsicht vollkommen klar. Ich zweifelte, daß diese einzige, einfache Idee, «die Nazis müssen vernichtet werden» allein ausreichte, eine neue Welt

zu bauen. Aber ich zweifelte nicht, daß Churchill als Organisator des Sieges über die Nationalsozialisten unübertrefflich sein würde.

Ich wünschte den Krieg nicht, ich gab meine Hoffnungen auf Erhaltung des Friedens nicht auf. Sollte uns aber der Krieg bestimmt sein, so mußte uns Churchill führen. Ich sehe ihn noch vor mir, eine düstere und nachdenkliche Gestalt, wie er mir in der Dunkelheit jener Sommernacht vor seinem Hause «auf Wiedersehen» sagte. Er, der von der Mehrheit seiner Landsleute als erledigt angesehen wurde, war erfüllt von dem Gefühl des bevorstehenden Schicksals.

Seit jener Zeit tat ich mein Bestes, Churchill zu unterstützen – öffentlich mit meiner Feder, wenn ich dies tun durfte, und privat mit meiner Zunge, ob ich es tun durfte oder nicht. Ich fiel sogar noch nach Ausbruch des Krieges, als Chamberlain Premierminister war und einige immer noch auf einen Ausgleich mit den Nazi hofften, bei bestimmten Kreisen in Ungnade, weil ich die Ansicht vertrat, daß Churchill so rasch wie möglich Premierminister werden müsse.

Damals erschien ein Buch «Guilty Men» (Die Schuldigen). Über 200 000 Exemplare wurden davon verkauft. Es stellte die Staatsmänner an den Pranger, welche die Zeit vergeudet hatten, in «den Jahren, welche die Heuschrecken gefressen hatten» – während die Macht der Nazis gewachsen war. Viele sagten, daß dieses Buch eine bedeutende Rolle spielte bei

Churchills Aufstieg zum Gipfel der Volkstümlichkeit. Einige deuteten an, daß ich mit dem Buch irgend etwas zu tun gehabt hätte.

Ob ich nun schuldig oder unschuldig bin, jedenfalls wuchs Churchills Macht.

Er erfüllte seine Berufung. Seine große Idee gleicht den großen Ideen Hitlers und Lenins. Alles, was sich in den Weg stellt, muß vernichtet werden. Das gehört zu den Kosten eines derartigen Krieges.

Churchill ist der einzige Mensch, dem es zu meinen Lebzeiten gelang, dem britischen Volk eine Leidenschaft zu geben, die mit der Leidenschaft anderer Nationen für ihre Weltanschauungen vergleichbar war.

«Die Nazis müssen vernichtet werden.» Schön und gut. Aber was geschieht nach ihrer Vernichtung mit der großen Idee? Sie ist großartig. Aber reicht sie für unser Zeitalter aus?

Rom hatte das Schlagwort: «Karthago muß zerstört werden.» Karthago wurde zerstört. Und dann fiel auch Rom. Es besaß nicht die dauerhafte Initiative eines selbstlosen Patriotismus, der das Land zusammengehalten hätte, nachdem die Gefahr vorbei war.

9

EIN UNERWARTETER SCHLAG

Churchills bester Freund war der erste und nunmehr verstorbene Lord Birkenhead.

Als ich in Oxford war, interessierte sich Lord Birkenhead für mich, weil ich Fußballer war und seinem alten College Wadham angehörte. Er gab mir einige Ratschläge. Ich befolgte sie – und habe dies bitter bereut. Aber das gehört nicht hierher.

Birkenhead war ein Pirat, ein fröhlicher Abenteurer. Ich hörte viel über ihn durch meinen Diener in Oxford, der für ihn gesorgt hatte, als er dort studierte. Er hieß Smith. Dies war auch Birkenheads Name, bevor er geadelt wurde.

Der Diener arbeitete in den Ferien zeitweise als Oberkellner. Einmal kam ein Telegramm für Smith, Wadham College, an, in welchem in Schottland eine Stelle als Diener auf die Dauer von zwei Monaten angeboten wurde. Dieses Telegramm wurde nicht von dem Diener, sondern von dem Studenten geöffnet.

Der zukünftige Birkenhead war damals knapp bei Kasse. Deshalb ging er nach Schottland und nahm die Stelle an, die eigentlich für seinen Diener vorgesehen war.

Birkenhead sagte, daß das Leben denen, die ein scharfes Schwert führen, immer noch glänzenden, gol-

denen Gewinn bietet. Er sagte auch von seinen politischen Gegnern, daß er sie mit seiner Intelligenz geschlagen habe, und daß er, wenn sie auf die Barrikaden stiegen, ihnen auch ihre weiche, weiße Kehle durchschneiden würde.

Diese Geisteshaltung entsprach auch der meinen in jenen Jahren zwischen den Kriegen, abgesehen davon, daß ich wahrscheinlich auf der anderen Seite der Barrikade gestanden hätte.

Mein Schwert war scharf. Ich kämpfte für den goldenen Glanz des Reichtums, der Macht und des Ruhmes. So oft ich konnte und so gut ich dazu imstande war, schnitt ich denen, die mir im Wege standen, die weiße Kehle mit meiner Feder durch.

Ich war immer auf der Suche nach etwas, das ich nicht genau beschreiben kann. Es ist schwierig, dafür einen Namen zu finden. Ich nannte es Glück. Zurückblickend glaube ich, daß ich nach einer alles beherrschenden Leidenschaft suchte, irgendeinem großen Ideal, dem ich mich ganz hingeben konnte, das meinem Leben einen Sinn und eine Kraft geben würde und durch welches die Welt neu gebaut werden könnte.

Ich suchte danach in meiner Arbeit, zu Hause und in meinem ganzen ehrgeizigen Streben. Und obgleich mir alle diese Dinge sehr viel gaben und ich ihnen auch viel gab, blieb doch mein tiefster Herzenswunsch unerfüllt.

Die ganze Zeit über warb Lenin um mich und Mil-

lionen andere mit seiner großen Idee der Herrschaft einer Klasse.

Hitler warb um mich und Millionen andere mit der Idee einer Herrenrasse.

Desgleichen warben in Westminster die Politiker, Pläneschmieder und Gelehrten, die ihre Allheilmittel zwischen den Kriegen zur Schau stellten.

Aber irgendwie nahm dies alles noch nicht mein Herz gefangen, obgleich ich für einige dieser Ideen mehr eingenommen war als für andere.

Welches waren meine tiefsten Überzeugungen? Man sagte, daß ein Engländer ebensowenig wie ein Einbrecher bereit sei, über seine Absichten zu diskutieren. Jedenfalls waren meine Überzeugungen in jenen Jahren nicht so, daß sie meinen Freunden Unbehagen verursacht hätten. Sicherlich waren sie auch nicht so, daß sie mir selbst Unbehagen verursacht hätten.

Der große General Booth sagte, nachdem er mit dem jungen Churchill gesprochen und seinen Charakter studiert hatte, daß er dringend das benötige, was altmodische Leute mit Bekehrung bezeichneten. Wahrscheinlich hätte Booth von mir dasselbe gesagt – und ich wäre sicherlich genau so empört und voller Verachtung über diese Bemerkung gewesen, wie dies wohl bei Churchill der Fall war.

Jedenfalls befand ich mich in dieser Gemütsverfassung, als mir das Abenteuer meines Lebens begegnete.

In einer halben Stunde fand ich das Geheimnis, welches mir und Millionen meinesgleichen während Jahren entgangen war.

Ich war auf der Suche nach Nachrichten, wie dies jeder gute Journalist tun muß. Ich kam gerade frisch von einer Versammlung von einigen der leitenden Staatsmänner Großbritanniens, bei der vieles, was gesagt worden war, mich durch seine Selbstgefälligkeit empört hatte. Beim Mittagessen kritisierte ich diese Staatsmänner.

Der Mann, der neben mir saß, sagte: «Wissen Sie, Kritik an sich ist noch nichts Gutes. Das kann jeder Dummkopf und die meisten Dummköpfe tun es auch.»

Dann fuhr er fort: «Ich glaube, daß diejenigen die Menschen der Zukunft sind, die neben der Kritik auch ein Heilmittel kennen.»

Ich sah mir diesen Burschen scharf an. Ich war es nicht gewohnt, daß Leute, die mir nicht bekannt und deshalb unwichtig waren, in dieser Weise zu mir redeten. Ich erwiderte scharf: «Der Tod ist das einzige dauerhafte Heilmittel für einige unserer Politiker.»

Er erwiderte: «Viele Leute machen denselben Fehler wie Sie, wenn ich so sagen darf. Jedermann sagt, daß die Welt anders werden müsse, aber nur wenige wissen, wie dies geschehen kann.»

Ich lachte ärgerlich und sagte: «Sie wollen doch nicht etwa andeuten, daß Sie ein Geheimnis hätten, welches die Welt ändern wird, oder doch?»

Der Mann antwortete: «Nein, ich will überhaupt nichts andeuten, ich will Ihnen etwas erzählen. Es gibt einen vergessenen Faktor, der den Gang der Geschichte ändern wird. Er wird die Zukunft viel stärker beeinflussen als die Entdeckung des Radios, der Drucker-schwärze, der Dampfmaschine oder des Benzinmotors die Vergangenheit beeinflußt haben. Dies ist keine Theorie, sondern es sind Tatsachen. Ich habe es selbst ausprobiert.»

Ich sah mir diesen Burschen genauer an. Ich sah, daß er kein Aufschneider war. Er schien mir sogar einer der vernünftigsten Menschen zu sein, die ich je getroffen hatte. Ich wurde mir bewußt, daß, wenn das wahr sei, was er mir sagte, dies das Wichtigste in der ganzen Welt sei, die größte Zeitungsneuigkeit, die ich jemals gefunden hätte. Ich fragte ihn aus.

Nach dem Essen erzählte mir der Mann von seinem Geheimnis und wie ich es auch bekommen könnte. Ich entschloß mich, es einmal zu versuchen.

Auf meiner Farm in Suffolk, wo ich mit Doë zusammen lebe, muß ich manchmal große Getreidesäcke auf meinem Rücken über den Flur der Scheune tragen. Die Säcke wiegen zwei Zentner. Wenn man sie trägt, gewöhnt man sich an ihr Gewicht. Aber wenn man sie dann absetzt, merkt man, welche unerträgliche Last man getragen hat. Die Füße scheinen den Erdboden zu verlassen und man schwebt in der Luft.

Ein ähnliches Gefühl der Befreiung und Erleichte-

rung erlebte ich an jenem Tage nach dem Mittagessen. Ein weibliches Parlamentsmitglied, das mich nicht leiden konnte und mich Jahre hindurch nicht angesprochen hatte, hielt plötzlich in der Wandelhalle des Unterhauses an, als sie mich sah.

«Um des Himmels Willen, Peter Howard», sagte sie, «was ist denn mit Ihnen passiert? Sie sehen ja zehn Jahre jünger aus.»

Und ich fühlte mich nicht nur anders und sah anders aus, sondern ich sah auch die Dinge anders. Blitzartig sah ich den springenden Punkt, der schließlich der Menschheit eine Antwort auf jede, auch die letzte quälende Frage geben kann.

Ich sah, wie ich und Millionen meinesgleichen vom Wege abgekommen sind, und wie wir von nun an beginnen können, jene Welt zu bauen, nach der sich alle Menschen und Völker sehnen.

Meine alte Reise war zu Ende gegangen und eine neue hatte begonnen. Ich hatte eine Idee entdeckt, die größer ist, als alle andern zusammen.

IO

WAS IST EIGENTLICH LOS

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Ich sah beides, Ursachen und Heilmittel der Schwierigkeiten.

Ich mußte an das Rätsel um Rose denken.

Rose hieß meine erste Liebe.

Sie gab mir Leckerbissen aus dem Vorratsschrank meiner Mutter. Einmal steckte sie mir ein rundes Stück Butter in den Mund, als mein Kindermädchen gerade nicht hinsah. Ich denke noch heute an die Gefühle des Schreckens und der Freude, als ich es herunter schluckte.

Rose konnte auch auf einem Fahrrad sitzen, ohne herunterzufallen und ohne vorwärtszufahren. Sie umgab meine Kindheit mit duftigem Hauch.

Eines Morgens kamen einige Männer und legten vor unserer Haustüre Stroh auf die Straße. Rose war krank. Mein Kindermädchen sagte mir, daß man das Stroh dorthin gelegt habe, damit sie nicht durch das Klapper der Hufe und das Geratter der eisenbereiften Räder auf der Straße gestört würde.

Einige Tage danach wurde Rose in einen Sarg gelegt. Es war meine erste Begegnung mit dem Tode. Es war aufwühlend, geheimnisvoll und erschreckend.

Ich erfuhr, daß Rose durch etwas, was man Influenza

nennt, getötet worden war. Die Vernichtung von Rose durch die Influenza schien mir noch sinnloser und grausamer, als die Vernichtung von Millionen durch den großen Krieg, der die Erde damals erschütterte.

Die Zeitungen waren voller Namen wie Hill 60, Passchendaele und Meninstraße. Sie enthielten Berichte von Schlachten, bei denen täglich Tausende ihr Leben verloren. Aber sie schrieben nichts über die Influenza, welche meine arme Rose getötet hatte.

Die Zeitungen hatten unrecht. Rose war eines der ersten Opfer jener Grippewelle, welche die Welt Ende des ersten Weltkrieges überflutete. Hinterlistig, schweigsam, verborgen und weltumspannend, forderte sie mehr Opfer als der Krieg selbst.

Was ist an der Welt heute falsch? Einige sagen, daß der Krieg die Ursache alles Übels sei. Aber die Welt war auch vor Ausbruch des Krieges nicht in Ordnung. Das Ende der Kriege bedeutet nicht das Ende all unserer Schwierigkeiten.

Die Welt ist sterbenskrank. Sie leidet an einer Krankheit, und diese Krankheit wird von den Zeitungen nicht erkannt, obgleich sie bereits Millionen von Opfern gefordert hat und im Herzen jedes Volkes, auch unseres eigenen, wütet.

Sie steckt die Familien an. Zwei junge Menschen verlieben sich ineinander und heiraten. Beide sind anständige Menschen. Beide wollen, daß ihr gemeinsames Leben ein Erfolg sei. Aber nach kurzem gehen sie getrennte

Wege. Entweder sie trennen sich, oder sie bleiben nervös und gereizt beisammen und ziehen ihre Kinder in einer Atmosphäre der Tyrannei und Sklaverei groß.

Die Krankheit steckt auch das Geschäftsleben und die Wirtschaft an. Ein Unternehmer engagiert einen neuen Arbeiter. Beide wollen einander anständig behandeln. Der erste Tag im Geschäft läuft wundervoll ab. Aber nach kurzem schon kommt eine Bitterkeit in ihre Beziehung.

Der Arbeiter sagt: «Das ist nichts für mich hier bei diesem alten Sklavenhalter.»

Der Unternehmer sagt: «Wenn ich den Rücken kehre, tut er keinen Handgriff.»

Millionen von Arbeitern möchten gute Arbeit gegen anständigen Lohn leisten. Tausende von Unternehmern möchten ihre Leute so gut behandeln, wie sie nur irgendwie können. Beider Wille ist ehrlich. Beides könnte verwirklicht werden. Aber irgendwie kommen Unternehmer und Arbeiter in eine Haltung, in der beide Seiten damit beschäftigt sind, einander zu diskreditieren und zu bekämpfen, und sie verbrauchen ihre halbe Zeit und Kraft damit.

Dieses Übel bringt es zum Beispiel mit sich, daß die Fischläden im Osten Londons leer sind, während die Fischer in Grimsby ihren Fang wieder ins Meer werfen, weil sie dafür keinen Absatz finden.

Wir haben es in Europa erlebt, wie Millionen Menschen nicht genug zu essen haben und Bergarbeiter Al-

mosen empfangen, während man in Südamerika Mais und Kaffee statt Kohle zum Heizen der Lokomotiven verwendet. In Rußland sterben die Bauern, während die kanadischen und amerikanischen Farmer schwere Zeiten durchmachen wegen des Überflusses an Weizen, der eine Baisse auf dem ganzen Weltmarkt hervorruft.

Die große Mehrheit der Männer und Frauen aller Völker haßt den Krieg und sehnt sich nach Frieden. Aber irgendwie steuert die Welt wieder auf den Krieg zu.

Alles dies sind Symptome jener merkwürdigen Krankheit, an der die Menschheit leidet. Wir meinen es alle so gut und doch laufen die Dinge alle irgendwie schief. Welches ist nun der gemeinsame Nenner all dieses Unglücks?

Die beiden Hauptsymptome, an denen man die Krankheit erkennen kann, sind schielende Augen und begierige Hände.

Beim Schielen sehen wir zuerst unsere eigene Nasenspitze, bevor wir den andern sehen. Gierige Hände wollen immer nach etwas greifen.

Die Krankheit wird volkstümlich «Gibmir» oder «Nimm» genannt. Sie tötet Millionen, obgleich sie sich nicht ins Bett legen. Sie ist eine heute in der ganzen Welt verbreitete, raffinierte Philosophie, welche die Menschen dazu bringt, das Glück am falschen Ort zu suchen. Es ist ein ruheloses, endloses Suchen nach immer mehr und mehr, nach etwas, das einen doch nie zufriedenstellt.

Wie die meisten Krankheiten, hat «Gibmir» einen schönen, langen lateinischen Namen. Sie heißt Materialismus. Dem Oxforder-Konversationslexikon zufolge ist sie «eine Lebensauffassung, die sich den materiellen Interessen widmet». So ist «Gibmir» eine Lebensauffassung. Sie besteht nicht in dem, was wir sagen, sondern wie wir leben. Sie ist eine falsche Haltung den Dingen gegenüber.

In meinem eigenen Fall war meine Haltung gegenüber dem Geld, dem persönlichen Fortkommen und dem Geschlechtsleben falsch. Es war nichts falsch an den Dingen selbst. Als aber meine Haltung ihnen gegenüber eine des «Ansichraffens» und «Gibmir» wurde, befahl mich auch die Krankheit dieses Zeitalters.

Wenn meine Haltung den Dingen gegenüber falsch ist, werde ich beherrscht von der Begierde, die Dinge zu besitzen. Diese Begierde bestimmt meine Handlungen, denn alsbald kommt die Angst dazu – die Angst, daß ich das nicht bekommen werde, wonach mich gelüstet, oder daß irgend jemand mir das wegnehmen könnte, was ich habe.

Diese Angst nennt man bisweilen auch Gier.

Das Schlimme am Materialismus ist, daß er niemals zum Erfolg führt, noch führen wird. Er sieht auf dem Papier sehr schön aus. Wenn man ihn aber praktisch lebt, so erleidet man immer Schiffbruch.

Er baut auf dem Aberglauben auf, daß die Menschen die Welt lenken können, die Gott gemacht hat. Gott

schuf die Welt. Aber es lag nicht in seinem Plan, daß sie im Geiste des «Gibmir» gelenkt werde. Aber der Mensch versuchte immer wieder, mit diesem Geist die Maschine zu lenken. Und so gab es Pannen.

Die Kennzeichen des «Gibmir» sind Spaltungen, zerbrochene Familien, Aussperrungen, Streiks, Arbeitslosigkeit, Rassenkonflikte und Kriege.

Auch Diktaturen. Denn der Materialismus brütet zwei große Menschentypen aus: den weichen, der die Diktatur annimmt, und den ehrgeizigen, der diktiert. Er brütet das apathische Individuum aus, das unverantwortlich und unzufrieden ist und beständig sagt: «Warum geschieht denn nichts?» Er brütet aber auch den erbitterten, kraftvollen und ehrgeizigen Geist aus, dessen Bestreben es ist, die Mächte, die ihm im Wege stehen, zu vernichten und die Herrschaft an sich zu reißen.

In demokratischen Ländern, deren Größe auf der Auffassung der Gleichheit aller Menschen aufgebaut wurde, weil alle Menschen vor Gott, dem Schöpfer, gleichwertig sind, verfolgt der Materialismus noch eine andere Strategie.

Er appelliert an die Bequemlichkeit und Trägheit des Menschen.

Er sagt ihm, daß jeder selbstsüchtig sei – und daß man selbstsüchtig sein müsse, um voranzukommen.

Er sagt, daß, wenn der Mensch etwas genießen wolle, er sich dies auch ruhig verschaffen solle.

So werden die Menschen und Völker moralisch und

physisch immer weniger zum Widerstand gegen die Herausforderung des militanten Materialismus der Rechten oder Linken gewappnet.

Sie ziehen den Frieden um jeden Preis jenem dauernden geistigen Kampf vor, der die Voraussetzung eines dauernden Friedens ist.

Sehr bald kommen sie dahin, den moralischen Grundsätzen einen faulen Frieden vorzuziehen. «Wirf dem Hund einen Knochen von jemand anders hin, damit er ruhig bleibt», sagen sie.

So macht der Materialismus die demokratischen Völker schwach, während er den Diktaturen ungeheure Kraft gibt. Denn alle «Ismen» sind die Kinder des Materialismus, während die Demokratie das Kind des christlichen Glaubens ist.

Der Materialismus ist Nahrung für den einen und Gift für den andern.

Der Materialismus führt unweigerlich zu Diktatur und Krieg. Wenn alle Menschen immer nur an sich raffen wollen, so folgt daraus Chaos, und der starke Mann kommt an die Macht.

Die Menschen schlagen aufeinander los.

Das gleiche gilt für die Völker, wenn sie immer nur an sich raffen wollen.

Und dann geht die Welt wieder einmal den Weg der Katastrophe.

II

DER KAMPF DER WELTANSCHAUUNGEN

Der Materialismus ist nicht neu. Er ist ebenso alt wie die Geschichte vom Apfel im Paradies.

Aber das Neue am Materialismus in unserer modernen Welt ist, daß er zum ersten Mal in der Geschichte bewußt und berechnend auf nationaler und internationaler Grundlage von Menschen organisiert wird, die darauf aus sind, möglichst unbeschränkte Macht zu gewinnen. Der Materialismus ist heute eine weltumspannende, militante und organisierte Kraft. Und doch stehen viele von uns voller Idealismus und unklaren guten Willens dieser Tatsache blind gegenüber.

Ich habe mein ganzes Leben hindurch Borniertheit gehabt. Mit dem Begriff «borniert» bezeichnete ich diejenigen, die anderer Meinung waren als ich. Als Mann der Presse glaubte ich einen weiten Horizont zu haben, womit ich sagen wollte, daß ich mich nicht um andere kümmerte, wenn sie mich nur in Ruhe ließen.

Aber plötzlich erkannte ich ganz klar, wie weit mein eigener Horizont reichte. Er umfaßte das Wörtchen «ich», nicht mehr und nicht weniger. Jahre hindurch hatte ich an alles und jedermann nur soweit gedacht, als ich davon betroffen wurde.

Dies war ganz natürlich für einen Menschen, dessen höchstes Ziel, gleich dem vieler Millionen, es war, in der Welt voranzukommen. Auf diesem monotonen Weg des «Ich» war mein Geist ruhelos hin- und hergewandert, bis er eine Furche gegraben hatte, in die mein Denken sank und ich unfähig wurde, in einer andern als der gewählten Richtung des Eigennutzes zu gehen.

Ich wurde durch meinen eigenen Materialismus geblendet. Darum sah ich den organisierten militanten Materialismus nicht, der auf dem Marsch war und Krieg und Revolutionen verursachte. Warum nicht? Weil ich ein Teil davon war.

Der Materialismus, der Geist des «Gibmir» in den Herzen der Menschen, ist der Vater des Krieges. Er ist auch der Vater aller «Ismen». Karl Marx zum Beispiel war ein ehrgeiziger Mensch. Er glaubte, daß das «Gibmir» im Menschen, der Wunsch, während eines Lebens so viel wie möglich aus dieser Welt für sich zusammenzuraffen, sein Leitmotiv sei. Marx glaubte, daß dies das natürliche und richtige Motiv sei. Er rief die Massen auf, sich zusammenzuschließen und mit Gewalt zu nehmen, was sie beehrten. So baute er eine Führungsschicht ehrgeiziger und verbitterter Menschen und eine weltweite Gefolgschaft derer auf, die zu weich waren, um den materiellen Begierden gegenüber «nein» zu sagen. Er schweißte den Geist des «Gibmir» im Herzen des Menschen zu einem politischen Bekenntnis und

zu einer weltumspannenden revolutionären Bewegung um. «Der Marxismus ist militanter Materialismus», sagte Lenin.

Das Gleiche gilt für den Hitlerismus, den Faschismus und jeden andern «Ismus».

Ich und Millionen meinesgleichen in Großbritannien mißbilligten die «Ismen» in den Jahren zwischen den Kriegen. Aber wir selbst waren ein Teil jenes Materialismus, jenes Geistes des «Gibmir», der den Marsch der «Ismen» erst möglich und unwiderstehlich machte.

Die militanten Materialisten verführten Millionen in Großbritannien, ebenso wie sie Millionen von Anhängern auf dem Festland fanden. Es gibt noch viele andere Methoden des organisierten Materialismus als die kontinentalen von Hakenkreuz oder Hammer und Sichel.

In Großbritannien wurde der Materialismus durch Menschen organisiert, welche durch ihn zu Macht, Geld oder Vergnügen zu kommen hofften.

Abgesehen von den amtlichen Aposteln der «Ismen» wurde er zum Beispiel von gewissen Kreisen in Fleet Street organisiert, die ihre Auflage auf Schund und Sensation aufbauten und ihre Nachrichten und Kommentare so brachten, daß sie dadurch ihren Interessenten einen Gefallen taten.

Er wurde auch von gewissen Geschäftskreisen und einigen Führern der Arbeiterbewegung organisiert,

welche die Wirtschaft oder ihre Verbände für ihre persönlichen Machtgelüste ausnützten. Ebenso wurde er von einer einflußreichen Gruppe von Intellektuellen propagiert, welche die Kunst zu einem Selbstexpressionsismus degradierten und ein Lebensniveau der Gosse hatten. Sie wollten so für sich selber Geld machen und sich in ihren eigenen unerlaubten Vergnügungen bestärken.

Diese materialistische Front in Großbritannien war genau so wirklich, wie die materialistische Front, der wir den Krieg erklärten.

Während ich dieses Buch schreibe, stehen wir im Kriege. Und wir werden noch lange kämpfen müssen, nachdem Deutschland und Japan geschlagen sind.

Denn wir führen zwei Kriege. Beide auf einer weltumspannenden Front. Der eine ist der *Kampf der Waffen*, der mit Panzern, Kanonen, Flugzeugen, Armeen und Allianzen geführt wird.

Der andere ist der *Kampf der Weltanschauungen*. Hier geht es um Glauben, Lebensqualität und Lebensauffassung.

Der weltanschauliche Kampf begann vor dem Kampf der Waffen und wird noch lange andauern, nachdem der Kampf der Waffen zu Ende ist.

Es ist durchaus möglich, daß man im Krieg der Waffen auf der gleichen Seite kämpft, während man im Krieg der Ideen andere Ziele verfolgt. Rußland zum Beispiel ist zu dem Zeitpunkt, in dem diese Zeilen nie-

dergeschrieben werden, unser Verbündeter im Krieg der Waffen. Seine militärische Macht hat in diesem Kampf den Umschwung herbeigeführt. Aber ist Rußlands Idee auch unsere Idee? (1) Es mag sein, daß wir den Krieg der Waffen zusammen ausfechten und gewinnen, während wir uns gleichzeitig das Recht vorbehalten, in aller Freundschaft doch verschiedene Ansichten darüber zu haben, welches die besten Anschauungen in Fragen des Glaubens und der Regierung sind.

Wir stehen in einem totalen Krieg. Das Ziel eines totalen Krieges muß der totale Sieg sein. Dazu müssen wir den Kampf der Weltanschauungen wie den Kampf der Waffen gewinnen. Die bloße Mißbilligung der «Ismen» wird sie nicht überwinden. Denn sie sind neue und mächtige Glaubensbekenntnisse – die organisierten und militanten Kirchen des Materialismus – für welche Millionen alles einsetzen. Ein machtvoller Glaube, selbst wenn es der Glaube an einen falschen

(1) Zum Thema der Sowjetpolitik sind viele Verlautbarungen erschienen. Wenn wir uns an Erklärungen halten, die von zuständigen Persönlichkeiten, von offiziellen Sprechern und Begründern abgegeben wurden, können wir auf Stalin verweisen, der in einer Rede über die neue russische Verfassung des Jahres 1936 sagte: «Der Staat ist eine Maschine in den Händen der herrschenden Klasse. Sie dient zur Unterdrückung des Widerstandes der Gegner dieser Klasse. In dieser Beziehung unterscheidet sich die Diktatur des Proletariates in keiner Weise wesentlich von der irgendeiner anderen Klasse.»

Gott ist, wird stets Menschen und Völker beiseite feigen und zu Boden werfen, die überhaupt keinen kämpferischen Glauben haben. Jede beliebige Religion ist stärker als gar keine Religion.

Wenn der totalitäre Materialismus oder der organisierte Geist des «Gibmir» zur militanten Lebenshaltung wird, dann versucht er das geistige Territorium anderer Nationen zu erobern und ihre Lebensauffassung umzuformen, ebenso wie dies die bewaffneten Kräfte der Agression tun.

So ist der Sieg im Kampf der Waffen zwar notwendig, reicht aber allein nicht für den totalen Sieg aus. Denn man kann den Kampf der Weltanschauungen nicht mit einem bewaffneten Heer gewinnen.

Man kann keine Ideen totschießen. Die Menschen haben dies oft versucht und blieben ebenso oft erfolglos. Ein Sieg *unserer Waffen* wird nicht notwendigerweise den Untergang *ihrer Glaubens* bedeuten, ebensowenig wie der Sieg ihrer Waffen den Glauben der Freien in vielen besetzten Ländern auszulöschen vermochte.

Es ist sehr gut denkbar, daß wir den Kampf der Waffen gewinnen und den Kampf der Weltanschauungen verlieren. In diesem Falle würden wir nach unserem Siege diejenige Lebensauffassung in der ganzen Welt vorfinden, zu deren Bekämpfung wir in den Krieg gezogen sind.

Als ich in dieser Art zu denken begann, erkannte ich klar die Natur des Kampfes, in dem wir uns befinden.

Ich sah, daß die große Frage der gegenwärtigen Geschichte darin besteht, welche Weltanschauung die Welt nach Kriegsende beherrschen wird.

Ein Sieg der Vereinigten Staaten, Rußlands, Chinas und Großbritanniens über Deutschland und Japan kann diese Frage nicht lösen. Denn diese Siegernationen haben nicht alle die gleiche Weltanschauung.

Und die Bürger in irgendeiner dieser Siegernationen haben auch nicht alle die gleiche Weltanschauung. Während der Kampf der Waffen *zwischen* den Völkern ausgetragen wird, wird der weltanschauliche Kampf *innerhalb* der Völker ausgetragen. Im Kampf der Weltanschauungen kämpfen wir gegen den Geist des Materialismus, gegen den Geist des «Gibmir», der Kriege und «Ismen» erzeugt, gegen einen falschen Geist im Herzen der Menschen. Die Frontlinie im Kampf der Weltanschauungen geht durch jede Fabrik, jeden Bauernhof, jede Familie und das Leben in jedem Lande.

Überall da, wo ich etwas für mich selbst haben will, auf Kosten des andern, der andern Klasse, der andern Rasse, gehöre ich zur fünften Kolonne im Kampf der Weltanschauungen. Denn dann gehöre ich gerade zum Materialismus, der die «Ismen» ausbrütet und sie so furchtbar macht.

Die Menschen sind von der Überzeugung infiziert, es sei das wichtigste in der Welt, so viel wie möglich zu bekommen. Sie formen eine Front des «Habenwol-

lens», ein Zentrum der fünften Kolonne und schweißen so eine nicht greifbare, unsichtbare Kraft zusammen, welche den Geist ihres Volkes und ihrer Nachbarn mit Gewalt ergreift.

Diese Front des «Habenwollens», der Geist des Materialismus in mir und Millionen meinesgleichen, ermöglichte erst die Weltlage, wie sie sich zwischen den Kriegen entwickelte. In Großbritannien haben wir uns niemals damit befaßt, weil wir niemals den weltanschaulichen Kampf klar erkannt haben.

Wir sahen bei den «Ismen» viele Dinge, die uns nicht paßten. Wir haßten die Symptome der Krankheit, aber wir sahen niemals, daß die Erreger dieser Krankheit sich in unserem eigenen nationalen Blutkreislauf befanden.

Als Demokratie waren wir besonders dazu ausgerüstet, dem weltanschaulichen Kampf eine entscheidende Wendung zu geben. Unsere Größe und die dauerhaften Grundsätze unseres demokratischen Erbes sind dem christlichen Glauben unserer Vorfahren entsprungen. Sie sind das Geschenk des Christentums an die Welt gewesen – die Begriffe der Ehrlichkeit, der moralischen Grundsätze, der Herrschaft Gottes, des Fair Play, der Freiheit – für welche Reformatoren, Märtyrer, Soldaten und Staatsleute seit 2000 Jahren gelebt haben und für die sie gestorben sind.

Es ist die Berufung der Demokratie, die anstürmenden Kräfte des militanten Materialismus im Ideenkrieg

ebenso wirksam abzuwehren, wie Großbritannien auf sich allein gestellt den Ansturm der bewaffneten Agresion in den Luftschlachten nach Dünkirchen abwehrte.

I2

EIN MANN DER ZUKUNFT

Es gibt zwei Arten menschlicher Größe. Es gibt die Menschen des Augenblicks – und die Menschen der Zukunft. Die Menschen des Augenblicks sind Symbole ihres Zeitalters. Sie werden durch Neigungen, Gefühle und Gelegenheiten der Zeit, in der sie leben, zur Macht gebracht.

Die Menschen der Zukunft haben jene prophetische Fähigkeit, welche das kommende Zeitalter schafft. Sie zeichnen die Zeiten ab, in denen ihre Kinder und Kindeskiner leben werden.

Cäsar war ein Mensch des Augenblicks, Paulus war ein Mensch der Zukunft.

In gleicher Weise hat Napoleon als ein Mann des Augenblicks zu seiner Zeit die Welt beherrscht, indem er die revolutionären Doktrinen seines Zeitalters in Marsch setzte und ihnen Schwung verlieh. Aber John Wesley, der von einem Ende Großbritanniens bis zum andern zog und von vier Uhr morgens bis spät in die Nacht arbeitete, war ein Mann der Zukunft. Sein Verdienst, das man erst lange nach seinem Tode richtig erkannte, bestand darin, nach Großbritannien einen Geist gebracht zu haben, der stark genug war, den Stoß der revolutionären Armeen und Ideen auszu-

halten und die soziale Struktur der Nation zu verändern.

Im Jahre 1921, während Lenin ruhmreich im Kreml regierte und ehe Hitlers Stunde schlug, stieg ein Mann in Hartford, Connecticut, in einen Zug, um nach Washington zu fahren. Er war von einem der britischen Delegierten eingeladen worden, an der Abrüstungskonferenz teilzunehmen.

Er war dazu berufen, in unseren Tagen der Pionier der einzigen Idee zu werden, die groß genug ist, um die «Ismen» des Materialismus zu überwinden. Er hieß Frank Buchman – ein Mann der Zukunft. Er hatte damals eine gut bezahlte, sichere Stellung. Sechs Monate im Jahr war er Lehrer an einer amerikanischen Schule und sechs Monate reiste er nach seinem Belieben durch die Welt. Es war ein glückliches, interessantes und gesichertes Leben.

Als er aber an jenem Abend in den Schlafwagen stieg, fühlte sich Frank Buchman beunruhigt. Er ist ein Mann prophetischer Vorahnungen. Er sah die Sinnlosigkeit des Optimismus, der überall herrschte. Der Friede sei gewonnen, das Zeitalter des Wohlstandes stehe bevor, so sagte jedermann. Die damals tagende Abrüstungskonferenz werde den guten Willen auf der ganzen Erde in den Sattel heben.

Aber Buchman wußte, daß die Welt durch den Weltkrieg nicht geändert worden war. Sie war die gleiche wie bei Beginn des Krieges geblieben. Hinter

all der Begeisterung, welche jene Abrüstungskonferenz in Washington umgab und die in ihrer Bewegung und Heftigkeit der Begeisterung bei Ausbruch des Krieges glich, sah Buchman die gleiche Sinnlosigkeit. «Ein Krieg, um den Krieg zu beenden», «ein Land, in dem Helden leben können», «eine Welt, die für die Demokratie reif ist», – er sah darin bloße Phrasen. Es waren Worte ohne Musik, Geschrei ohne Inhalt.

Die halbe Welt schwamm weiterhin obenauf, während die andere Hälfte unter Wasser stand. Dies galt sowohl für die Völker als auch für ihre Bürger. Angst, Gier, Ehrgeiz, Haß – alles war noch in vollem Umfange vorhanden. Keine einzige der Grundursachen des Krieges war wirklich durch den Krieg beseitigt worden. Der Materialismus marschierte auf einer weltumfassenden Front auf und war im Begriff, die «Ismen» auszubrüten. Der Kampf der Waffen war gewonnen und doch verloren. Der weltanschauliche Kampf mußte erst noch ausgetragen werden.

Frank Buchman war gewöhnt, Führung von Gott zu erhalten. Es war ihm klar, daß uns das neue Zeitalter nicht wie eine gebratene Taube in den Mund fliegt. Er verbrachte die Nacht schlaflos in seinem Abteil.

Immer wieder kam ihm leuchtend und klar der Gedanke: «Gib sie auf, gib sie auf». Und als Stunden und Kilometer vorüberflogen, überschlug er die Kosten der Entscheidung. Und er traf sie.

Diese Entscheidung bestand darin, daß er seine bezahlte und sichere Stellung aufgab und den Rest seines Lebens der Aufgabe widmete, ein Instrument zu schmieden, welches die Welt erneuern könnte.

Frank Buchman sah in jenen fernen Tagen des Jahres 1921, daß einige der klügsten Köpfe der Welt im Begriff waren, auf dem Rücken des Materialismus zur Macht zu gelangen. Er sah, daß zum erstenmal in der Geschichte eine planmäßige Strategie des Materialismus im nationalen und weltumspannenden Ausmaß vorbereitet wurde. Er sah, daß die Revolutionäre der Rechten und Linken in vielen Ländern entschlossen waren, die massive Kraft der menschlichen Selbstsucht, alles «Gibmir» im Herzen des Menschen zu machtvollen Programmen zusammenzuschmieden.

Buchman erkannte, daß nur das Feuer einer großen Erweckung auf weltweiter Front die Menschheit vor der Vernichtung durch die anstürmenden Kräfte des Materialismus retten könne. Er wußte, daß die religiöse Erweckung alten Stils nicht ausreichte, dem Stoß der materialistischen Revolution neuen Stils standzuhalten. Eine Einstellung guten Willens ohne ausreichenden Plan war ebenso nutzlos, wie ein Plan ohne einen neuen Geist, der ihn in Bewegung setzen konnte.

Frank Buchman sah mit prophetischem Weitblick, daß die christlichen Kräfte, wenn sie die vorrückenden Heere des Materialismus überwinden wollten, seinem Plan einen eigenen entgegensetzen mußten, sei-

ner Strategie eine eigene Strategie, seiner Schulung eine eigene Schulung, und daß man die stärkere Kraft und Leidenschaft eines neuen Geistes brauchte, um die Kraft und Leidenschaft der neuen revolutionären Ideen zu überwinden.

Dies ist das Ausmaß seiner Leistung. Er hat für die beste Seite der menschlichen Natur das getan, was die materialistischen Revolutionäre der Linken und Rechten für deren schlechteste Seite taten. Sie, die Menschen des Augenblicks, haben die Ideen der Lüsternheit, der Gier und des «Habenwollens», die immer in der Welt bestanden haben, genommen und für sie zum erstenmal einen internationalen Rahmen und eine Strategie geschaffen. Sie haben den Ideen Beine gegeben und die Beine begannen zu marschieren.

Buchman, der Mann der Zukunft, nahm die Ideen der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe, der Führung Gottes und der Möglichkeit einer Umwandlung der menschlichen Natur, die immer in der Welt bestanden hat, seit die Menschen den Sohn des Zimmermanns töteten, und gab ihnen in unserer Zeit einen internationalen Rahmen und eine Strategie – die Moralische Aufrüstung. Er gab diesen Ideen Beine und heute sind sie auf dem Marsch.

Es ist eine ungeheure revolutionäre Leistung, die dieser eine Mensch vollbracht hat, seit er im Nachtschnellzug nach Washington jene Entscheidung traf; denn seither schweißte er eine Weltfront, die sich auf mehr

als 60 Länder erstreckt, gegen die Kräfte des Materialismus zusammen.

Wie war dies möglich? Frank Buchman ist ein Mensch von einfachem Glauben. Er glaubt, daß Gott einen Plan für die Welt hat. Er sagt: «Wenn der Mensch horcht, spricht Gott. Wenn der Mensch gehorcht, handelt Gott. Wenn Menschen sich wandeln, werden Völker gewandelt.»

Von dem Tage an, als er ein Weltinstrument aufzubauen begann, um den Lauf der Geschichte zu ändern, war es sein Grundsatz, «durch Lebensumwandlung zur Umwandlung der Völker und zum Neuaufbau der Welt» zu kommen.

Er ging zunächst nach Oxford, fand dort Menschen und bildete sie für die Führerschaft in dieser Arbeit in vielen Ländern aus. Dann bereiste er mit seinen Mannschaften die Welt. Überall, wo er hinkam, hinterließ er ausgebildete, disziplinierte Gruppen selbstloser Kämpfer, eine einige übernationale Kraft, unerschütterlich in ihrer Treue und verbunden durch die große Sicht einer neuen Welt. In Südafrika erhielten Frank Buchmans Mannschaften zum erstenmal den Namen Oxfordgruppe, den sie seither immer beibehalten haben. Ein schwarzer Bahnbeamter, der wußte, daß eine Gesellschaft ein Abteil sich reservieren ließ, um von Grahamstown weiterzureisen, fragte, wer sie wären. Man sagte ihm: «Eine Gruppe Leute aus Oxford». So kritzelte er die Worte «Oxford-Gruppe» in Kreide

auf die Tür des Eisenbahnwagens. Als die Zeitungsreporter das sahen, griffen sie die Geschichte auf. So entstand der Name.

Frank Buchman und die Oxfordgruppe bekämpften die leichtfertige Blindheit gegenüber dem Materialismus in seinen mannigfachen Formen – die wirklichkeitsfremde Friedensliebe, die untätige Ablehnung des Bösen, die herzlose Hinnahme der Arbeitslosigkeit, den selbstüchtigen Genuß des Wohlstandes – dies bekämpfte er mit all seiner Energie.

Einsichtige Menschen begannen sich ihm zuzuwenden. Scharfblickende Feinde begannen, ihm Widerstand zu leisten. Ein Weltkampf entbrannte, wie immer, wenn ein Mann mit moralischen Überzeugungen aufsteht. Die Oxfordgruppe, die sich über die ganze Welt in 60 Ländern verbreitete, wurde zum Brennpunkt dieses Kampfes.

Noch heute gilt Frank Buchmans eigene Definition aus jenen Tagen, als ihn zum erstenmal die Vorstellung einer Wandlung der Weltpolitik durch die Umwandlung des Geistes der Menschen ergriff: «Die Oxfordgruppe ist eine christliche Revolution, der es um lebendiges Christentum geht. Ihr Ziel ist eine neue Gesellschaftsordnung unter der Diktatur des Geistes Gottes, die bessere menschliche Beziehungen, selbstlose Zusammenarbeit, reinere Geschäftsmethoden, reinere Politik und die Beseitigung politischer, wirtschaftlicher und rassischer Gegensätze bewirken wird. Auf

der Grundlage der Umwandlung von Menschen ist ein dauerhafter Wiederaufbau gesichert. Ohne umgewandelte Menschen kann keine Zivilisation bestehen bleiben.»

Die Oxfordgruppe führte einen Wettlauf mit der Zeit. Die Leuchtkraft ihrer Botschaft wurde täglich lebendiger, während sich die schwarzen Wolken des Krieges wieder einmal über Europa und der Welt zusammenballten. In jener Zeit der Krise entstand die Moralische Aufrüstung. «Die Oxfordgruppe hat die Führung. Die Moralische Aufrüstung ist die Weltanschauung.» So wurde es von jemandem beschrieben.

Im Juni 1938 wurde der Feldzug für Moralische Aufrüstung in dem Rathaus von Eastham eröffnet, das von Hunderten von Dockarbeitern, Ladenbesitzern, Eisenbahnern angefüllt war – einfache Menschen, die unter Gottes Führung die Welt erneuern können. Frank Buchman sagte auch bei dieser großen Zusammenkunft: «Wir müssen die Welt erneuern. Ist dies nicht das, was die einfachen Menschen denken und wollen? ... Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind muß sich einreihen, jede Familie eine Festung werden. Es muß unser Ziel sein, daß jedermann nicht nur genug von dem hat, was er zum Leben unbedingt braucht, sondern daß er auch einen rechtmäßigen Anteil daran hat, die Moralische Aufrüstung zu verwirklichen. Wir können, wir müssen und wir werden eine moralische und geistige Kraft erzeugen, die stark genug ist, die Welt zu erneuern.»

Das Wort «Moralische Aufrüstung» verbreitete sich über die Welt, und ihm folgte die Weltanschauung. Sie bekam den Schwung einer mächtigen Weltbewegung (1) und pflanzte in Millionen von Herzen und Menschenleben den Geist, der allein nach dem Kriege einen dauerhaften Frieden schaffen kann.

Je mehr die Moralische Aufrüstung auf weltweiter Front vorrückte, desto mehr wuchs die Opposition von seiten gewisser Kreise. Auf dem Höhepunkt des Krieges gegen Hitler, Tojo und Mussolini kennzeichnete ein hoher Offizier der amerikanischen Armee die Opposition, auf die sie getroffen ist. Er stellte fest, daß sie gleichermaßen von Nationalsozialisten und Kommunisten bekämpft werde, von der politisch extremen

(1) Der Congressional Record, die amtliche Veröffentlichung über die Verhandlungen des Kongresses der Vereinigten Staaten vom 8. Juni 1939, enthält eine Rede des damaligen Senators und heutigen Präsidenten der Vereinigten Staaten Truman, in der er die Einleitung des Feldzuges für Moralische Aufrüstung in Amerika in der Constitution Hall in Washington beschreibt. Senator Truman erwähnt, daß der Versammlung Botschaften von Präsident Roosevelt, General Pershing, dem früheren Präsidenten Hoover und Staatssekretär Cordell Hull zuzingen, während ein Drittel der Mitglieder des Senats und ein großer Teil der Kongreßmitglieder zu den Einladenden gehörten. Ähnliche Unterstützung kam in der Folge von 240 britischen Parlamentsmitgliedern und repräsentativen Gruppen in acht andern europäischen Parlamenten und aus den Dominions, desgleichen von Führern der Arbeiterschaft und des Unternehmertums aus der ganzen Welt. Senator Truman sagte: «Man wird in diesen Ta-

Rechten und extremen Linken, von aggressiven Atheisten und engen Kirchenleuten. Sie wurde von radikalen Elementen als militaristisch und von Kriegshetzern als pazifistisch bezeichnet. Gewisse Kreise in der Arbeiterbewegung sagten, sie sei gegen die Gewerkschaften, gewisse Kreise im Unternehmertum sagten, sie sei für die Gewerkschaften.

In Großbritannien wurde die Moralische Aufrüstung von einigen beschuldigt, eine geschickt getarnte Front des Faschismus zu sein, in Deutschland und Japan sagte man, sie sei eine außerordentlich klug ausgedachte Waffe des britischen und amerikanischen Geheimdienstes. An einem Tage kündigte ein Teil der Presse an, daß es mit der «Moralischen Aufrüstung» zu Ende gehen selten etwas finden, das die Menschen und Völker auf einer Ebene über den Parteien und Klassengegensätzen und den politischen Überzeugungen eint».

Premierminister Curtin in Australien vertagte kürzlich das Parlament wegen einer Aufführung des Stückes der Moralischen Aufrüstung «Battle for Australia», die auf seine Veranlassung im Parlamentsgebäude in Canberra aufgeführt wurde. Der stellvertretende Premierminister von Neuseeland, Nash, sagte während seines Aufenthaltes in Amerika anlässlich der Konferenz des Internationalen Arbeitsamtes, deren Präsident er war: «Wenn wir uns entschließen, den Weg zu gehen, den uns die Männer und Frauen der Moralischen Aufrüstung zeigen, werden die Opfer unserer Soldaten nicht umsonst gewesen sein, und wir werden auf diesem Wege etwas Besseres bauen, als wir je zuvor gebaut haben.»

Im Fernen Osten hat die Moralische Aufrüstung die Unterstützung von Generalissimus und Madame Chiang-Kai-Schek.

gehe, während man am andern Tage sagte, daß nahezu das gesamte britische Kabinett zur Zeit des Münchner Abkommens ihr angehörte, und daß sie für Hitlers Angriff auf Rußland verantwortlich sei! «Nur einer großen moralischen und geistigen, die Welt umspannenden «Reformation», so schloß dieser Offizier, «erweist man die Ehre, durch so giftige und sich selbst widersprechende Bezeichnungen zu begegnen.»

Diese Diagnose trifft zu. Denn heute hat der Geist der Moralischen Aufrüstung in vielen verschiedenen Ländern einen unerschütterlichen Rahmen gebildet, der allen Stürmen in Krieg und Frieden standgehalten hat. Er hat Trennung und Verluste überlebt. Er war der Stahl, welcher die Nationen unter der Herrschaft fremder Armeen und Weltanschauungen zusammenhielt. Er steht heute auf einer weltweiten Front und stellt die Kraft der Zukunft dar.

Frank Buchman, der Mann der Zukunft, gab für seine große Idee mehr auf als die Männer des Augenblicks, die revolutionären Führer der Linken und Rechten. Er setzte alles ein, was er in dieser Welt hatte. Und er gab etwas, was die Materialisten nicht gaben. Er opferte alle Hoffnung auf Macht und Ruhm zu seinen Lebzeiten.

Gemäß der üblichen Beurteilung menschlicher Leistungen hätte Frank Buchman in dieser Welt Anerkennung gewinnen können. Selbst seine erbittertsten Gegner gaben zu, daß er ein Mensch außerordentlicher

Fähigkeiten ist. In unaufhörlichem und selbstlosem Einsatz gab Buchman sein Leben dafür, in vielen Ländern eine Führerschicht heranzubilden, die Schulter an Schulter arbeitet. Denn er weiß, daß ein Werkzeug, das in der Lage sein soll, unter Gottes Führung die Welt zu erneuern, stark genug sein muß, mehr als ein Menschenleben zu überdauern.

Frank Buchman geht auch ganz anders an die Weltprobleme heran als die Männer des Augenblicks. Andere Führer unseres Zeitalters nehmen die menschliche Natur, wie sie ist, und machen das Beste oder Schlechteste daraus. Sie beuten ihre Schwäche aus, erniedrigen sie oder peitschen sie durch Leidenschaft und Beredsamkeit auf, für irgendeinen kurzlebigen Zweck, oder auch für eine große Aufgabe.

Aber Frank Buchman, der Mann der Zukunft, nimmt auch nicht einen einzigen Augenblick die menschliche Natur so hin, wie sie ist. Er stellt die menschliche Natur vor ihre grundlegende Bestimmung der Umwandlung und der fortwährenden Erneuerung.

Andere setzen in ihrem Programm die Dinge vor die Menschen. Er setzt die Menschen vor die Dinge. Er sagt: «Wenn man Menschen hat, hat man einen Plan.» Er will die Massen nicht wie andere verachten, für eigene Zwecke gebrauchen und mit Füßen treten. Wie sein Landsmann, Abraham Lincoln, hat er eine große Liebe für den einfachen Menschen und glaubt an seine

Berufung. Der Mann auf der Straße wird, wenn er durch die höhere Kraft des Geistes umgewandelt ist, der Mann der Zukunft sein, so sagt er.

Seine staatsmännische Größe ergibt sich nicht aus Theorien, sondern aus Liebe und Verständnis für die Menschen. Er kennt die Menschen und hat einen großen Teil seines Lebens dafür hingegeben, tiefe menschliche Nöte zu beheben. Es gibt daher vielleicht heute keinen zweiten Menschen, der so sehr von so vielen geliebt wird. Als er einmal Herzbeschwerden hatte, telegraphierte ihm ein Vertreter von 50 000 Arbeitern der Flugzeugindustrie: «Was können Sie anderes erwarten, wenn Sie ganz Amerika in Ihr Herz schließen?» Ein anderer Arbeiterführer sah das Telegramm und sagte: «Amerika? Er hat die ganze Menschheit in sein Herz geschlossen.»

Er ist ein in jeder Hinsicht bemerkenswerter Mensch. Er hat ein neues Denken in die Politik gebracht, aber er hat keine Partei gegründet. Er hat neues Leben in die Kirchen gebracht, aber keine Kirche gegründet. Er hat eine weltumfassende Front aufgebaut, die nicht auf Pfändern und Sicherheiten, sondern auf seinem grenzenlosen Glauben an Gottes Liebe und Führung gegründet ist. In einem materialistischen Zeitalter arbeitet er ohne Bezahlung und erwartet dies auch von andern. Er hat in allen Ländern ungezählte Tausende unter sich verbunden, nicht durch irgendwelche Mitgliedschaft, sondern durch das kostbare Band geeinter Herzen und

Sinne. Er hat einen Plan, seine Arbeit fortzuführen, ohne irgendeine Organisation zu gründen.

Worin haben alle diese Dinge ihren Ursprung? Ganz einfach im Kreuz Christi. Dies ist der einzige Schlüssel zum Verständnis seines Werkes, denn danach ist sein Leben ausgerichtet. Sein Lebenswerk würde ohne das Kreuz Christi ebenso bedeutungslos sein, wie das von James Watt ohne Dampf oder das Edisons ohne Elektrizität. «Für viel zu viele ist das Kreuz nur noch ein Symbol und nicht mehr eine Erfahrung», sagte er. Es ist die Hoffnung der Völker. Es ist die einzige Kraft, welche die menschliche Natur umwandeln kann. Zu gleicher Zeit ist es der Leuchtturm für die Völker in dem Krieg der Ideen, in dem weltanschaulichen Kampf um die Seele der Menschheit. Es ist der große geschichtliche Ausblick. Es gibt zu gleicher Zeit Kraft und eine feste Überzeugung. Es ist Gottes Antwort auf den Materialismus der Menschen.

13

ACHTUNG, LEBENSGEFAHR

So sieht es in der Welt aus. Zunächst gibt es Vorkämpfer des neuen Geistes, die für die Gestaltung neuer Dinge kämpfen und der höheren Kraft den Weg bahnen, welche die menschliche Natur umwandelt. Sie erkennen den weltanschaulichen Kampf klar. Sie kämpfen gemeinsam auf einer weltweiten Front für ein neues Zeitalter mit neuen Männern und neuen Frauen, um der anstürmenden Macht des Materialismus mit dem Feuer einer großen Wiedergeburt zu begegnen.

Dann gibt es Regimenter des militanten Materialismus, die Stoßtruppen der «Ismen». Auch sie sehen den Kampf der Weltanschauungen klar. Auch sie kämpfen auf weltweiter Front, um die älteste Form des Dschungelgesetzes wieder herzustellen, die gottlose Diktatur eines Teiles der Welt über den andern.

Schließlich gibt es noch die hin- und herschwankenden Millionen. Lange Zeit hindurch gehörte auch ich zu ihnen. Sie sind die verlorenen Schafe der Geschichte. Sie müssen erst noch erkennen, daß es um einen weltanschaulichen Kampf geht. Sie sagen, daß die Welt in eine Sackgasse geraten ist, aber sie glauben nicht, etwas damit zu tun zu haben, daß die Welt dort hineingekommen ist, oder daß sie eine Rolle dabei spielen

könnten, sie wieder herauszubringen. Sie alle wollen, daß der andere sich ändere, und sie alle warten, daß der andere damit anfangen.

Weil sie den weltanschaulichen Kampf nicht klar sehen, sind sie oft unbewußt Spielzeug und Werkzeug des militanten Materialismus. Die Materialisten kämpfen beständig darum, diese hin- und herschwankenden Millionen auf ihre Seite zu bringen. Die Strategie der Materialisten besteht darin, den einfachen Menschen zu täuschen. Denn sie können sich ihren Weg zur Macht und zum Wohlleben nur auf seinem Rücken machen und müssen ihn daher überzeugen, daß sie ihm den Aufstieg zur Höhe bieten. So beherrschen sie die Technik eines gerissenen Gauners, eines Bauernfängers oder eines gut aussehenden Herrn in einem prächtigen Anzug, der einen goldenen Würfel für eine halbe Krone verkauft. Sie reden dem einfachen Mann ein, daß ihnen sein Wohlergehen am Herzen liegt. Tatsächlich gebrauchen sie ihn aber zu ihrem eigenen Vorteil.

Die Materialisten arbeiten mit jedermann solange zusammen, als er unbewußt ihren Zielen dient. So nützte Hitler die andern als Stufe auf seinem Wege zur Macht aus und tötete sie dann, als sie schließlich einsahen, wohin er sie führte. In vielen Ländern arbeiten die militanten Materialisten mit der Geistlichkeit, den Monarchisten, den Intellektuellen und Liberalen zusammen – kurz mit jedermann, der ihnen bei der Erreichung ihrer Ziele hilft – und beseitigen sie dann,

wenn sie sich dazu stark genug fühlen. Und dies alles vollzieht sich unter einem Schleier schöner Worte, wie Fortschritt, Befreiung, Ich-Entwicklung.

Der allererste Materialist, die Schlange im Paradies, verrichtete sein Werk im Namen der höheren Bildung.

Der gewöhnliche Mensch, der sich durch die glänzenden Versprechungen der Materialisten blenden läßt, gleicht dem Fisch, der den Köder schluckt. Er verliert seine Freiheit und kommt schließlich in den Topf der militanten und organisierten materialistischen Kräfte, um bei ihren Festen Gewalt und Vergnügen zu erhöhen.

Immer in der Geschichte der Welt ist er nur eine Schachfigur für sie.

Einige militante Materialisten sind offen genug, dies zu sagen. So erklärte Hitler zum Beispiel ganz offen seine Verachtung für die Mentalität der Massen (obgleich sie ihn zur Macht brachten) und sagte, daß man den einfachen Menschen mit skrupelloser Propaganda anfassen müsse – er werde immer die große Lüge schlucken, wenn er auch zögern würde, die kleine Lüge zu schlucken.

Lenin war sogar noch deutlicher. In «Was ist zu tun?» fordert er, daß jede Mißstimmung im Herzen des einfachen Menschen geschürt und für Parteizwecke auszubeuten ist. «Unsere Aufgabe», so sagt er, «besteht darin, jede Kundgebung des Mißfallens auszubeuten und jeden kleinsten Keim eines Protestes zu züch-

ten und zu benützen. Gibt es eine einzige Klasse in der Bevölkerung, in der es keine einzelnen Gruppen oder Kreise gibt, die unzufrieden sind und die daher nicht für unsere Propaganda zugänglich wären? »

In gleicher Weise werden die Massen durch die organisierten materialistischen Einflüsse in Großbritannien ausgebeutet, obgleich diese nicht immer so offenerzig sind.

So bringen einige Zeitungen für billiges Geld pornographische Artikel, um ihre Auflage und Dividende zu erhöhen.

Einige große finanzielle Interessengruppen betrachten die Menschen als Objekte und benutzen die Massen lediglich als Gewinnquelle.

Es gibt intellektuelle, künstlerische und politische Kreise, die jahrelang ihre Ideen der freien Liebe unter den gewöhnlichen Männern und Frauen Großbritanniens verbreitet haben, damit sie Gesellschaft und Rechtfertigung für ihre eigenen geschlechtlichen Ausschweifungen finden könnten (1). Auffassungen, die

(1) Aldous Huxley beschreibt in seinem Buch «Ends and Means» seine Gedankengänge und die seiner Zeitgenossen: «Ich hatte Gründe dafür, nicht wahr haben zu wollen, daß die Welt einen Sinn habe. Daher behauptete ich, sie habe keinen und war auch ohne Schwierigkeiten in der Lage, ausreichende Gründe für diese Behauptung zu finden ... Der Philosoph, der in der Welt keinen Sinn sieht, steht nicht nur einem rein metaphysischen Problem gegenüber, sondern er ist auch damit beschäftigt zu beweisen, daß es keinen stichhaltigen Grund gibt, warum er

verlangen, daß Menschen aus dem öffentlichen Leben wegen schwerwiegender Unmoral auszuschließen sind, waren für sie gefährlich.

Dann gibt es Agitatoren, welche die Unruhe in der Wirtschaft schüren, um ihre politische Macht zu vergrößern und nicht etwa, um das Schicksal der Arbeiterklasse zu verbessern.

Alle diese und viele andere Materialisten in Großbritannien beuten den einfachen Menschen aus. Sie mißbrauchen uns und erwecken in uns das Schlechteste.

Sie haben hauptsächlich drei Methoden, wenn sie sich mit uns befassen.

Methode Nr. 1. – *Sie nutzen unsere Schwäche aus.* So erhebt sich zum Beispiel die Forderung nach sexueller Aufklärung im Rahmen des Schul- und Universitätsunterrichtes. Ein feiner Plan – wenn er nicht in die

nicht tun und lassen solle, was ihm gefällt, oder warum seine Freunde nicht die politische Macht ergreifen und so regieren sollten, wie dies für sie am vorteilhaftesten ist ... Für mich, wie auch zweifelsohne für die meisten meiner Zeitgenossen war die Philosophie der Sinnlosigkeit im wesentlichen ein Werkzeug der Befreiung. Wir wünschten gleichzeitig von einem bestimmten politischen und wirtschaftlichen sowie von einem bestimmten moralischen System frei zu werden. Wir wandten uns gegen die Moral, weil sie unsere sexuelle Freiheit einschränkte.»

In «Woran ich glaube» zeigt Tolstoi eine ähnliche Situation in den russischen intellektuellen Kreisen Ende des vorigen Jahrhunderts.

falschen Hände kommt, wie dies manchmal der Fall ist. Dann steht nämlich dahinter nicht der Gedanke, daß unsere jungen Männer und Frauen Selbstbeherrschung lernen sollen, sondern daß man sie lehren soll, wie sie mit einem verringerten Risiko für Geschlechtskrankheiten oder Kinderkriegen sich ausleben können.

Dann führen sie einen beständigen Feldzug, um die Scheidungen zu erleichtern und zu beschleunigen, und einige der Befürworter sind zweifellos aufrichtige Menschen. Aber diese aufrichtigen Menschen erkennen nicht die Endziele der militanten Materialisten. Diese bestehen darin, die ganze Auffassung der Ehe als einer christlichen Institution zu einem bloßen bürgerlichen Vertrag herabzuwürdigen.

In Verfolgung dieser Politik nahmen die Nazis ungeheure Vorräte pornographischer Literatur mit sich, als sie nach Polen einmarschierten. Dies war eine Hauptwaffe bei ihrem Angriff auf die Moral des besetzten Polens.

In gleicher Weise waren vor dem Kriege Agitatoren des militanten Materialismus in den europäischen Schulen und Universitäten und anderswo tätig und hielten Vorträge über «Freie Sexualerziehung». Wenn man die Leute weich und unfähig macht, nein zu sich selbst zu sagen, dann können sie auch nicht mehr einem andern nein sagen, und ihr Widerstand gegen seine große Idee ist gebrochen.

Methode Nr. 2. – Der Materialismus ruft die schwankenden Millionen auf, indem er die menschliche Fähigkeit zu hassen ausnutzt. Die Menschen genießen den Haß fast genau so wie das geschlechtliche Vergnügen. Die Menschen lieben Streit. Sie lieben es, den andern tadeln zu können. Dadurch haben sie recht, und das gibt ihnen das Gefühl, daß sie selber gut sind.

So machen sich die zersetzenden Kräfte wie Maulwürfe an die Arbeit. Sie nehmen sich zum Beispiel die Beziehungen zwischen Großbritannien und Amerika vor und versuchen, sie zu untergraben. «Die Yankees sind nur darauf aus zu nehmen, was sie können. Ihr seid ihnen ganz gleichgültig», sagen diese Kräfte den Briten. «Die Briten sind nur darauf aus zu nehmen, was sie können. Ihr seid ihnen ganz gleichgültig», sagen sie den Amerikanern.

Die Maulwürfe in Großbritannien machen sich über alles lustig, was aus Amerika kommt, die Maulwürfe in Amerika machen sich über alles lustig, was aus Großbritannien kommt. Denn diese Kräfte wissen, daß, wenn diese beiden Länder ausfallen, es nur wenig Hoffnung für die übrige Welt gibt. So ist die Auflösung der anglo-amerikanischen Einheit für sie ein Hauptziel in dem weltanschaulichen Kampf, der jetzt auf weltweiter Grundlage ausgefochten wird.

Die Maulwürfe versuchen auch, Rassen- und Klassenhaß zu erwecken. Die Kampflinie geht durch jede Familie, zwischen Mann und Frau, Eltern und Kinder.

Sie geht durch die Wirtschaft, zwischen Arbeiter und Unternehmer, Kapital und Arbeiterschaft.

Sie spaltet das Volk in einzelne Teile auf. Sie bringt die einzelnen Teile und Völker zum Kampf um die Herrschaft gegeneinander auf.

Verwirrung, Chaos, Zerrissenheit, Uneinigkeit – dies überall zu schaffen, ist das Ziel des militanten Materialismus. Die Uneinigkeit gibt den «Ismen» ihre große Chance. Jede kleine Spaltung schwächt die Verteidigung eines Volkes gegen die Invasion einer militanten Idee. Entzweien und vernichten – das ist die jahrhundertealte Strategie des Materialismus gegenüber Menschen und Völkern.

Methode Nr. 3. – Die Materialisten täuschen die einfachen Leute, indem sie eine Reihe falscher Alternativen aufstellen und behaupten, daß es keinen dritten Weg gäbe. Hier einige Beispiele:

Hol' dir das Deine oder geh' unter.

Beherrsche den andern oder du wirst von ihm beherrscht.

Unterstütze den Nationalsozialismus oder du bist ein jüdischer Bolschewist.

Unterstütze den Kommunismus oder du bist ein faschistischer Reaktionär.

Die unglücklichen Eheleute müssen zwischen Scheidung oder völligem Mißerfolg wählen, die Eltern zwischen Geburtenkontrolle oder keiner Kontrolle, zwischen dem Verwöhnen oder Verprügeln ihrer Kinder.

Die Regierung hat die Wahl zwischen der gewaltsamen Unterdrückung der Arbeiterbewegung oder ihrer Verhätschelung, zwischen Gewalt oder Bestechung, zwischen Begünstigung oder Vernichtung des Unternehmertums, entweder den Einzelnen alles Eigentum wegzunehmen oder zuzusehen, wie sie es so selbstsüchtig wie möglich benützen.

Das Unternehmertum muß zwischen Brutalität oder Sentimentalität wählen, die Arbeiterbewegung zwischen Streik oder Untätigkeit.

Großbritannien muß wählen, ob es sein Empire ausbeuten oder aufgeben will.

Die Friedfertigen, ob sie die Agressoren vernichten oder gewähren lassen wollen.

Und die Völker der Welt haben die Wahl, unterdrückt zu werden oder sich in einer blutigen Revolution zu erheben.

Natürlich gibt es eine Antwort auf diese sogenannten Alternativen, den dritten Weg eines neuen Geistes, der in jede hoffnungslose Gleichung den neuen Faktor der Umwandlung hineinbringt.

Die positiven Kräfte, welche Vorkämpfer des neuen Geistes sind, stellen für die Materialisten die größte Gefahr dar. Denn diese Vorkämpfer lassen sich natürlich nicht beirren durch die Taktik, die Schwäche und den Haß auszunützen oder falsche Alternativen aufzustellen. So wenden die negativen Kräfte des Materialismus ihnen gegenüber andere Methoden an. Sie greifen

sie direkt an, da sie sie nicht irreführen können. Sie tun alles, was in ihrer Macht steht, um sie zu diskreditieren, ihre Ansichten zu entstellen und sie zu vernichten.

Deshalb haben Frank Buchman und seine Leute immer im dichtesten Gewühl dieses weltanschaulichen Kampfes gestanden, dieses Kampfes um die Seele der Welt, der zwischen der Moralischen Aufrüstung und dem militanten Materialismus geführt wird. In fast jedem Falle standen hinter den Angriffen auf die Moralische Aufrüstung moralisch verkommene Leute und die Extremisten der Rechten und Linken.

Dies ist nichts Neues, es ist die traditionelle, jahrhundertalte Strategie der Materialisten.

Sie haben Christus gekreuzigt. Vierzig Männer verschworen sich, daß sie nicht essen und trinken wollten, bis sie Paulus getötet hätten. Der heilige Franz von Assisi wurde von seinem eigenen Vater ins Gefängnis geworfen. Ignatius von Loyola wurde von Land zu Land gehetzt, vor Gericht gestellt und ins Gefängnis geworfen.

John Knox wurde auf die Galeere gebracht und des Hochverrats beschuldigt. Er wurde zum Tode verurteilt und sein Bild verbrannt, während er selbst sich verborgen hielt.

Die ganze Geschichte hindurch hat es immer Angriffe gegen die moralischen und geistigen Kräfte des betreffenden Zeitalters gegeben.

Heute sieht sich die Moralische Aufrüstung einem

gleichartigen Angriff gegenüber. Während diese Angriffe stattfinden, scheinen die Angreifer die Macht zu haben und die Bühne zu beherrschen. Die Geschichte aber zeichnet die Taten derer auf, die angegriffen wurden.

Wenige erinnern sich heute an die Namen derer, die den Sohn des Spenglers für zwölf lange Jahre in das Gefängnis von Bedford sperrten – aber alle kennen John Bunyan und seinen «Pilgrim's Progress» – John Bunyan, einer unserer unsterblichen Nationalhelden, wurde von uns, seinen eigenen Landsleuten, wegen seines Kämpferherzens für einen Fünftel seines Lebens ins Verließ geworfen.

Ein charakteristischer Zug bei dem Angriff der Materialisten auf die Vorkämpfer des neuen Geistes liegt darin, daß sie diesen Vorkämpfern gerade das zuschreiben, was sie selber in überreichem Maße besitzen.

Man nennt dies «Projektion». «Ich halte mich von diesen Leuten fern. Ich finde, daß sie nicht sehr anständig sind», sagte das Stinktief zu seiner Frau am Telephon.

Wenn man sich einmal einige der Dinge anhört, welche die Leute anführen, um die Moralische Aufrüstung anzugreifen, so gibt dies interessante Aufschlüsse über die Kritiker.

Wir offenbaren uns selbst durch unsere Kritik und Vorurteile. Wir rechtfertigen die schwachen Stellen bei uns selbst, indem wir sie bei andern mit größter Heftigkeit kritisieren.

Der Kampf gegen John Wesley zeigt dies ganz klar. John Wesley war ein Geistlicher der anglikanischen Kirche, der, als er fast 35 Jahre alt war, erkannte, daß seine Erfahrung von Christus nicht ausreichte.

Sein Herz wurde in seltsamer Weise erwärmt und geweitet, seine eigene Natur wurde umgewandelt, und er machte sich daran, sein Volk umzuwandeln.

Da begannen die Angriffe. Seine eigene Kirche führte die Meute an. Zu einer Zeit war ihm fast jede Kanzel in Großbritannien verschlossen.

Der Mob stürmte seine Versammlungen. Er wurde gesteinigt, geschlagen, von seinem Pferde heruntergerissen und durch die Gosse gezogen.

Man warf ihm vor, mit seiner Religion Geld zu verdienen, Gott zu einer Sensation zu machen und vulgäre «Methoden» anzunehmen.

Aber der interessanteste Teil des Kampfes gegen John Wesley bezieht sich auf seine Vaterlandsliebe.

Zu Lebzeiten Wesleys wurde Großbritannien von Feinden umzingelt. Frankreich war am Rande der Revolution und Diktatur, erfüllt von neuen Ideen, welche Gott, Religion und Moral als altmodischen Aberglauben ablehnten.

In Zeiten nationaler Not kann man am besten den guten Ruf eines Menschen oder einer Bewegung besudeln, wenn man sie als verräterisch bezeichnet. Diese Technik wurde in solchen Fällen immer von den Verfolgern der Religion angewandt.

So setzten Wesleys Feinde eine Geschichte in Umlauf, die weit im Lande herum von wohlwollenden aber dummen Menschen geglaubt wurde, daß Wesley mit den Franzosen im Bunde eine Armee von 50 000 Mann an unserer Küste landen wolle.

Man machte alle Anstrengungen, Wesleys Arbeit zu lähmen, indem man ihm die wenigen Mitarbeiter, die er hatte, fortnahm. Seine Feinde konnten tatsächlich einige von ihnen fortschleppen und in den Militärdienst pressen, während sie selbst zu Hause blieben um ihre Angriffe auf Wesley fortzusetzen.

Natürlich gehörten die Kräfte, welche Wesley in Großbritannien am meisten Widerstand leisteten, zu denjenigen, die in ihrem Herzen am meisten mit dem neuen und mildern, heidnischen Moralkodex sympathisierten, der in Frankreich und anderswo auf dem Kontinent galt. Sie empfanden ganz klar, daß Wesley die Spitze des Angriffs gegen den Materialismus seiner Tage war.

Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wurde daraus tatsächlich ein weltanschaulicher Krieg. «Wir kämpfen», so sagte Pitt, «gegen bewaffnete Ideen». Es wäre sehr gut möglich gewesen, daß Großbritannien den materiellen Kampf gegen Frankreich gewonnen und den ideologischen Kampf verloren hätte, indem es Frankreichs neue totalitäre und gottlose Weltanschauung nach Großbritannien importiert hätte.

Statt dessen wird es heute von den Historikern als feststehende Tatsache angesehen, daß Wesley ganz er-

heblich dazu beitrug, sein Volk vor der Revolution zu bewahren. Der große Historiker Lacky schreibt: «Sein Werk ist von größerer geschichtlicher Bedeutung als alle die glänzenden Land- und Seesiege unter Pitt.» Hier die moderne Ansicht eines amerikanischen Kommentators, Leland DeWitt Baldwin von der Universität Pittsburgh: «Wesley hat das angelsächsische Ideal vor der Zersetzung bewahrt. Er hauchte der Seele Englands neues Leben ein und erneuerte sein Gewissen; er wappnete das Land gegen interne Revolte. Er belebte seinen alten Eifer für sozialen Dienst. Er schüttete die trockenen Knochen des Empire zusammen und umkleidete sie mit dem Fleisch des Verständnisses und des ehrlichen guten Willens.

So war Wesley, der von seinen Feinden als Verräter bezeichnet wurde, in Wirklichkeit eine Quelle nationaler Kraft, während die «Patrioten» eigener Art sich seinem Lebenswerk, der geistigen Erneuerung, widersetzen und zu einer Quelle nationaler Schwäche wurden.

Übrigens legte Wesley, während er Großbritannien vor der Revolution bewahrte, gleichzeitig die Saat für den größten Fortschritt, den die Arbeiterklasse in Großbritannien je gemacht hat. Er inspirierte Männer wie Shaftesbury und Wilberforce bei ihrem großen Programm sozialer Reformen. Aus dieser Saat geistiger Werte, die Wesley hinterließ, und gereift durch Verfolgungen, gingen die frühen Pioniere der Arbeiterbewegung hervor.

I4

KOMMT MIT MIR HEIM

Erinnerungen an die Kindheit, Erinnerungen an die Familie – aus ihnen setzt sich das Leben zusammen. Von weit entfernten Plätzen zu Lande, zur See und in der Luft haben Männer, die sich der Einsamkeit und Todesgefahr gegenübersehen, ihre Gedanken heimgewandt zu dem Echo unvergessenen Lachens, dem Schatten und dem Strahlen geliebter Menschen rund um ein flackerndes Feuer. Heimat – schon das Wort ist wie ein tief empfundener Klang. Generationen hindurch waren die britischen Heime der Ruhm Großbritanniens. Dort offenbarte sich der größte Reichtum des Charakters.

Dort wurden geheime Hoffnungen und Sehnsüchte bekannt und nicht verlacht. Dort wurden Ängste, Versuchungen und Schwierigkeiten ausgesprochen und verstanden.

Dort gab es eine Treue und Liebe, die nicht von Erfolg, Einkommen oder davon abhing, was die übrige Welt von einem dachte.

Das Beste eines Menschen blühte in der Wärme seines Heimes auf – ob es eine Hütte oder ein Schloß war. Das Heim war ein Ort der Beständigkeit und Zärtlichkeit, des Friedens und der Freude, ein Heiligtum, in dem man neue Kraft schöpfte, ein Fleckchen Erde,

welches den Briten zu seinem Höchsten entwickelte.

Die Heime bringen Menschen zur Größe. Welche Leidenschaft brannte in den Herzen derer, die von unseren Inseln aus über die grauen, kalten Meere segelten und ein Empire schufen? Es war die Leidenschaft, eine neue Heimat zu bauen. Und so wurden sie zu Vorkämpfern einer Völkerfamilie.

Die Heime lagen ihrer Auffassung zugrunde. Der Heime wegen wurde aus manch einer Wildnis eine Gemeinschaft.

Die Heime sind das Rückgrat der Demokratie. Sie sind die wahre Werkstatt des Nationalcharakters. Und der Charakter ist die Stärke der Nation. Er kann das letzte Bollwerk gegen den Ansturm des Materialismus und der «Ismen» sein. Deshalb greifen die Kräfte, die auf die Zerstörung der Demokratie ausgehen, das Familienleben an.

Wie Ihre Majestät die Königin in einer Rundfunkansprache an die Frauen Großbritanniens sagte, ist «unser kostbares, christliches Erbteil von feindlichen Einflüssen bedroht.»

Diese Einflüsse werden bei ihrem Angriff auf das Familienleben durch jene defaitistische Philosophie unterstützt, die mehr und mehr zum integrierenden Bestandteil der britischen Lebenshaltung wird, so daß wir fast damit rechnen, auf der Rückseite unserer Heiratsurkunden Anweisungen vorzufinden, wie man die Scheidungsklage einreichen könne.

Das Denken der Menschen hinsichtlich der Familie ist ebenso wirksam in Schutt und Asche verwandelt worden, wie die Heime, welche von Bomben getroffen wurden.

«Bis daß der Tod uns scheidet» – dies war der Wahlspruch und die Aufgabe der britischen Heime, wo die Treue bis zum Grabe und darüber hinaus andauerte, und wo die Kinder das Band eines vollkommenen Ehelebens und einer vollkommenen Liebe waren.

In letzter Zeit ist die Zahl der Scheidungen gestiegen, die Zahl der Geburten gesunken und viele Familien sind zu Tankstationen bei Tag und zu Parkplätzen bei Nacht geworden.

Die Zahl der Ehepaare, die nicht ohne einander auskommen können, wird übertroffen durch die der Ehepaare, die nicht miteinander auskommen können.

Allzuvielen Familien haben die Atmosphäre eines Schokoladengeschäfts: Infolge Übersättigung ist der Appetit vergangen.

Es gibt ein altes volkstümliches Lied, das die ermutigende und zärtliche Erklärung enthält: «Und wenn dein Haar einst silbern ist, so lieb ich dich wie heut.»

Daß dieses Gefühl in vielen Familien mehr ein frommer Wunsch ist als eine Tatsache, ist eines der Kennzeichen des Mißerfolges unserer Generation und unseres Zeitalters. Man denke an die himmelstürmenden Berge menschlicher Not, Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, die sich in den Familien auftürmen, in

denen nur eine trockene, saftlose und erzwungene Beziehung aufrechterhalten wird.

Man sehe einmal in die geheimste Ecke des Herzens eines jeden Ehemannes und einer jeden Ehefrau. Wie viele sagen sich: «Wenn ich noch einmal die Wahl hätte, so würde ich es nicht mehr tun.» So viele Menschen treten fordernd in den blühenden Obstgarten der Ehe; sie rafften die Früchte mit gierigen Händen und feuchten, zitternden Lippen an sich, während ihre Sinne und Gelüste erwarten, daß dieses Fest ein Leben lang andaure. Was ihnen nach zehn Jahren davon verbleibt, ist nur noch eine saure und verschrumpfte Schale, an der sie, oft mit Verachtung, kauen.

Seit Doë und ich unser großes Abenteuer begannen, haben viele Leute uns gefragt, was denn in unserem Familienleben anders geworden sei. Ein Freund, der uns beide viele Jahre hindurch gekannt hat, sagte mir vor nicht langer Zeit: «Ihr waret doch ganz glücklich, ihr waret doch tatsächlich die glücklichsten von uns allen. Seid ihr jetzt noch glücklich?»

Doë sieht mir, während ich diese Worte schreibe, über die Schultern. Es ist ein sonniger Morgen und ihre Hände und unser Heim sind voller Schlüsselblumen und Vergißmeinnicht. Sie wird es verhindern, daß ich ein Wort oder einen Satz schreibe, den sie nicht unterschreiben kann.

Unsere Ehe hat sich gewandelt. Unsere Leben sind umgewandelt worden. Wir haben zusammen nach all

diesen Jahren des Ehelebens ein bewegteres und befriedigenderes Abenteuer gefunden, als wir es erwartet oder erlebt hatten, damals als wir über den Laufsteg zum Quai von Dover gingen, ein junges Paar, zwei Tage nach unserer Hochzeit, im Glanz und Leuchten der Flitterwochen.

Heute wissen wir die Antwort auf alle die großen und kleinen Dinge, welche das Glück der Ehe und des Lebens beschmutzen oder verdunkeln können und auch tun.

Wir haben eine Einheit erhalten, die nicht von Aussehen, Besitz, Gesundheit, den Stimmungen oder irgendeiner körperlichen Intimität abhängt, welche mit den Jahren doch vergehen können.

Wir wissen, daß Gott uns beide besser versteht und mehr liebt als wir uns selbst. Es liegt nicht in Gottes Plan, daß die Ehe aufreibend, langweilig oder voller Konflikte ist. Sein Plan für die Ehe ist es, daß sie als freie, freudige, menschliche Beziehung begonnen und auf der gleichen Linie fortgeführt werde.

Doë und ich können aus eigener Erfahrung sagen, daß es jederzeit eine erschöpfende Antwort auf jede Schwierigkeit und auf jede Frage des ehelichen Lebens gibt, und zwar auf jede einzelne.

Diese Antwort steht heute, jetzt und immer, jedem Menschen zur Verfügung, der bereit ist, Gott Zeit zu geben, daß er zu ihm sprechen kann und dann das zu tun, was er ihm sagt. Darin liegt die ganze Lösung.

Keine Ehe ist zu sehr zerrüttet, keine Beziehung zu gespannt, zu traurig oder zu bitter für die höhere Kraft eines neuen Geistes, der ihr Frische, Gelöstheit und Leben zurückgeben kann.

Menschen, die sich in ihrem Herzen und bei ihren Freunden über die Mängel ihrer Partner beklagen, können heute lernen, wie sie statt einer Last der Unzufriedenheit einen Wandel in ihre Familie bringen können. Sie können statt der Kritik ein Heilmittel bringen.

Viele, die der Ansicht waren, der schönste Teil des Lebens sei vorüber, haben eine neue Jugend und ein neues Abenteuer entdeckt, die bis zu ihrem Tod anhalten werden. Früher hatten Doë und ich ein glückliches Familienleben. Aber wir hatten doch auch in größerem oder kleinerem Umfange Ansätze zu jener Situation, die das eheliche Glück zerstören kann. Niemand kann sagen, wie es ausgegangen wäre. Streitigkeiten oder Auseinandersetzungen sind jetzt in unserer Familie unbekannt. Sie ereignen sich einfach nicht.

Früher gab es fast jeden Tag und gewiß in jeder Woche Dinge, manchmal ganz kleine, in denen wir nicht übereinstimmten. Zwei Menschen, und wenn sie einander noch so sehr lieben, wollen nicht immer dasselbe. Der eine möchte gerne das Radio anstellen, während der andere in Ruhe lesen möchte. Der eine möchte gern ins Kino gehen, der andere nicht. Dem einen ist ein Mensch sympathisch, dem anderen nicht.

Der eine möchte das Geld für etwas ausgeben, was der andere als überflüssig ansieht.

Wenn eine Entscheidung zu treffen war, so fielte ich sie oft – und wenn sie Doë nicht paßte, so fühlte sie sich zurückgesetzt. Sie wurde wehmütig und bedauerte sich selbst.

Hier drängt mich Doë über meine Schulter hinweg zu schreiben, daß sie in der Regel wütend wurde, und dann versuchte, sich auf ihre Art an mir zu rächen.

Oft fielte ich zuerst eine Entscheidung, handelte dann dementsprechend und erzählte Doë erst hinterher davon. Dann pflegte ich mürrisch und unzufrieden zu werden, wenn Doë nicht begeistert war. Ich blieb dann etwa einen Tag so, «um Doë zur Vernunft zu bringen». «Ich werde es ihr schon zeigen», dachte ich. So drängte ich Doë in eine Stellung, wo sie um des Friedens willen eine Begeisterung vorgeben mußte, die sie keineswegs hatte.

Während dieser ganzen Zeit schrieb ich in der Presse Artikel wie aus einem Guß, in denen ich die Methoden der Diktatoren an den Pranger stellte. Aber zu Hause war ich selbst ein Diktator. Und doch sah ich diese Tatsache nicht.

In einigen Familien ist der Ehemann der Meister, in anderen die Ehefrau. Und oft ist ein unentschiedener Wettkampf, der sich die ganzen Jahre hindurchzieht und nur von Zeit zu Zeit in eine Art Waffenstillstand

übergeht. Der Tod bringt erst die Einstellung des Feuers und der Ausgang ist unentschieden.

Und doch gibt es eine vollständige Antwort auf die Willenskonflikte. Wir müssen einen dritten Willen finden, den beide Parteien mit Freude annehmen können, und das ist Gottes Wille.

Als ich begann, dies mit Doë zuhause durchzuführen, hatte es eine unmittelbare Auswirkung in meiner Arbeit im Büro. Früher, wenn ich beim Frühstück eine Auseinandersetzung hatte, war meine ganze Abteilung in Fleet Street gegen Mittag in Aufregung.

Und anderswo, wenn der Hausherr morgens zu Hause einen Zornausbruch hat, sind gegen Mittag 2000 Fabrikarbeiter erbittert und brennen innerlich vor Wut. Der Mann, der zu Hause beim Fortgehen die Tür zuschlägt, wird auch gewöhnlich derjenige sein, der bei Verhandlungen am Konferenztisch die Tür zuschlägt. Der Mann, der sich niemals bei seiner Frau oder seinen Kindern entschuldigt, wird nie einen toten Punkt im Wirtschaftsleben überwinden können.

Die Harmonien der Sendung «Musik bei der Arbeit» beseitigen nicht die Erinnerung an Zwietracht beim Frühstück und die Erwartung einer Mißstimmung beim Abendbrot. Groll, Eifersucht, Unbeständigkeit und Angst hemmen den Geist und verlangsamten Füße und Hände.

Ganz gleich bei welchem Argument,
ganz gleich bei welchem Zwist,

manch einer sieht es einfach nicht,
wenn er im Unrecht ist.
Der Vater sitzt in der Fabrik;
er denkt mit großer Müh',
wo Mutter wohl im Unrecht war
beim Streite heute früh.

Früher kam es oft vor, daß ich von zu Hause weg-
ging mit dem Stachel einer Mißstimmung im Herzen.
Ich war dann auf der Suche nach Streit und fand ihn
auch ohne Schwierigkeiten. Ich war sarkastisch auf
Kosten meiner Kollegen. Ich kämpfte für meine ei-
genen Ansichten, gleichgültig ob sie richtig waren oder
nicht. Und wenn Doë und ich Streit hatten, zeigten
meine Artikel mehr verrückte Einfälle als gewöhnlich.

Ich fand, daß die Entschuldigung im Familienleben
der Höhenweg zu einem ehrlichen Frieden ist. Warum
sollte dies nicht auch im Geschäft gehen, wenn es zu
Hause geht? So versuchte ich es einmal im Geschäft.

Meine erste Entschuldigung im Büro hatte eine Ex-
plosivwirkung. In Fleet Street ist es üblich, wenn ir-
gend etwas schief geht, irgendeinen Sündenbock zu
suchen und zu finden. Aber nach meiner Erfahrung zu
Hause beschloß ich, wenn ich einen Fehler machte,
meine Selbstbeherrschung verlor oder hinter jeman-
des Rücken klatschte, ganz einfach «es tut mir leid»
zu sagen.

Meine Beziehungen im Büro wurden hierdurch
ganz neu. Meine Arbeitsleistung besserte sich, weil

mein Urteil nicht mehr durch meine Gefühle getrübt wurde. Ich wurde zu einem ruhenden Pol, anstatt zum Ausgangspunkt eines Sturmes. Ich erkannte die einfache Wahrheit, daß ein Mensch, der ein glückliches Heim hat, sein Bestes im Journalismus, in der Industrie oder wo es auch sonst sei, geben kann.

Was ich zusammen mit Doë im Kampf um den Aufbau eines gesunden Heimes gelernt hatte, begann das Leben anderer, mit denen ich arbeitete, zu beeinflussen.

Welche Dinge zermalmen und zerreiben eine Ehe? Ich glaube, daß hierzu die Unehrllichkeit gehört. Ich pflegte meinen Freunden stets zu sagen, daß ich meiner Frau alles erzählen könne. Aber irgendwie tat ich es nicht.

Ausflüchte und Entschuldigungen – ich möchte sie nicht Lügen nennen. Ich sagte mir jedesmal, daß es mir doch darum ginge, Doës Gefühle zu schonen. Aber in Wirklichkeit ging es darum, daß Doë das Bild von mir behalten sollte, das ich wünschte. Die Liebe zu Peter war die Triebfeder, und nicht die Liebe zu Doë. Eine Maske zu Hause ist eine zerstörende Kraft, selbst wenn es sich nur um eine kleine Maske handelt, selbst wenn sie durchsichtig ist, wenn andere sie kennen und darüber lachen. Als ich anfang, zu Hause über meine eigenen Fehler ehrlich zu werden, fand ich, daß man daraus ebenso wie aus der Unehrllichkeit eine Gewohnheit machen kann. Ich wurde im Büro und in meinen Artikeln ehrlich. Während ich früher über alles

schrieb, gab es jetzt gewisse Dinge, über die ich nicht mehr schrieb, selbst wenn es dem «Expresß» erwünscht gewesen wäre.

Und ich fing auch an, meine Ausgaben jede Woche etwas sorgfältiger zu prüfen.

Wie viele Familien werden durch die Geldfrage zerstört? Wir hatten, während ich beim «Expresß» arbeitete, mehr als genug Geld für unseren Bedarf. Aber wenn mich Doë um etwas Geld bat, so verzog ich das Gesicht. Ich ging darauf aus, jede Extravaganz bei Doë von vornherein zu zügeln, indem ich es ihr erschwerte, an Geld heranzukommen. Aber in Wirklichkeit war ich der Extravagante und bin es auch heute noch meiner Veranlagung nach.

Ich war mit Freuden bereit, fünf Pfund auszugeben, um meine Freunde beim Abendessen und Trinken in einem Restaurant auszuhalten. Ich tat dies gerne. Aber ich gab Doë nur ungerne zehn Schillinge extra als Haushaltsgeld für notwendige Haushaltsausgaben.

Einmal schenkte ich Doë zum Geburtstag einen Fernsehapparat, der 50 Pfund kostete. Ich war immer scharf auf ein solches Instrument. Doë sah dies als Verschwendung an. Sie hätte lieber ein Geschenk gehabt, das weniger gekostet und ihr mehr genützt hätte. Aber sie getraute sich nicht, es mir zu sagen, denn sie hatte Angst, daß ich verletzt und verärgert sein würde. Und das wäre ich allerdings auch gewesen.

Heute haben Doë und ich gelernt, alles Geld und

alle Güter, die wir bekommen, als uns von Gott anvertraut anzusehen. Wir sind seine Treuhänder und müssen eines Tages darüber Rechenschaft ablegen.

Es gibt jetzt bei uns keinen Streit mehr darüber, wie das Geld ausgegeben werden soll. Wir werden uns einig, bevor wir es ausgeben. Nachdem ich zu Hause eine Antwort auf meine Geldgier und die mit lächerlicher Verschwendungssucht wechselnde kleinliche Knauserei gefunden hatte, änderte dies meine Einstellung zu meiner Tätigkeit bei der Zeitung und meinem ganzen Leben. Bis dahin war der Ehrgeiz und der Wunsch nach Lohnerhöhung die Triebfeder meines Lebens gewesen. Jetzt konnte ich über meine Arbeit und mein Leben unter dem neuen Gesichtspunkt nachdenken, wieviel ich dort hineinstecken, anstatt wieviel ich dort herausholen könnte.

Probleme des Geschlechtslebens stören und zerstören viele Familien:

Ehen, die auf der Forderung des einen oder andern Teiles nach Dingen aufgebaut sind, welche keine Dauer haben;

Frauen, die Kinder haben und lieben und doch alles hassen, was mit dem Geschlechtsleben zu tun hat;

Männer und Frauen, die ein Leben lang das gleiche Heim miteinander teilen und die doch nie einander ihre Gefühle und Empfindungen in diesen Dingen mitzuteilen wagen;

Frauen, die auf ihre Männer einen Groll haben und sich doch schämen, von diesem Groll zu sprechen;

Männer, die von ihren Frauen enttäuscht sind und doch viel Wesen um sie machen.

So viele junge Menschen treten in die Ehe ein in dem Glauben, daß sie in irgendeiner Weise das Ende aller sexuellen Probleme bedeute. So ging es auch mir.

Aber so viele Ehen sind der Beginn neuer sexueller Probleme. Es ist eben ein Märchen, wenn man sich einbildet, daß durch eine Heiratszeremonie aus einem Schwein eine Gazelle werde.

Die Ehe soll ein Sakrament sein und nicht lediglich eine Quelle körperlicher Befriedigung.

Doë und ich wissen, daß diejenigen, die bereit sind, Gottes Plan statt ihres eigenen in jeder Einzelheit ihres Lebens zu suchen und zu befolgen, Befreiung und Einigkeit weit über alle menschliche Erwartung hinaus erfahren können.

Kinder können vor und nach ihrer Geburt einen zerstörenden und trennenden Einfluß in der Familie ausüben. Da ist die Angst, sie zu bekommen. Ich hatte immer etwas Angst, Vater zu werden. In meinem Falle bedrückte mich die Angst vor den Ausgaben und davor, daß die Kinder mein eigenes Vergnügen beschneiden könnten.

Doë wollte Kinder. Aber sie hatte Angst, daß die Geburt ihrer Figur schaden und ihre Jugend untergraben würde.

Wir wissen jetzt, daß Eltern sich nicht durch Furcht fesseln zu lassen brauchen. Es gibt eine höhere Macht, welche eine vollständige Antwort für solche Ängste gibt. Kinder sind ein Geschenk Gottes und nicht ein Produkt des Menschen. Gott wird diejenigen führen, denen es eine Freude ist, Eltern von Kindern zu werden.

Ich war keineswegs begeistert, als ich den Versuch zu machen begann, zusammen mit Doë Gottes Plan für jede einzelne Entscheidung unseres Ehelebens zu suchen.

Aber es geht wirklich. Alle verkrampfte Armut und nervöse schlechte Laune verschwanden aus unserer Familie. Statt dessen gewannen wir alle Reichtümer eines einmütigen, ungeteilten Sinnes.

Manchmal kommt es vor, daß wir schwierige Dinge tun müssen. Gottes Plan für unsere Familie stimmt nicht immer mit unseren menschlichen Wünschen überein. Aber ich kann dies eine sagen: Niemals, seit Doë und ich beschlossen, unsere steinige, goldene Reise zu beginnen, sind wir vor eine Schwierigkeit gestellt worden, ohne die Kraft und Mittel zu ihrer Überwindung zu erhalten. Mögen wir auch zunächst Gottes Anweisung nur schlecht verstehen, so erweist sie sich zu guter Letzt doch immer als richtig und vernünftig. Er kennt den Weg zum Glück besser als wir. Wenn er zu uns spricht, so kennt er Tatsachen, von denen wir nichts wissen.

Er will, daß aus jeder Familie eine gesunde Familie werde, ein Platz leuchtender Wärme und dauernden Glückes, ein Zentrum, in welchem selbstlose Bürger heranwachsen, die in Büro, Fabrik und Hof ein starkes und einiges Volk bauen.

Denn es liegt in Gottes Plan, daß neu gewordene Familien die wichtigsten Waffen im Wiederaufbau der Welt sind.

Doë und ich haben in den letzten Jahren viel Herz-erfrischendes erlebt. Aber die größte Freude war doch, daß wir zusammen mit unseren Kindern am Aufbau der Zukunft teilhaben und uns als Teil einer macht-vollen und wachsenden Armee fühlen können, die auf einer weltweiten Front marschiert, um das neue Zeitalter herbeizuführen.

I5

VATER WIRD ERZOGEN

Was haben Doë und ich in unserem neuen Heim gefunden? Glück? Ja. – Aber mehr als das.

Wir haben die freudige Erfahrung einer Wiedergeburt gemacht. Uns wurden die Augen geöffnet. Wir sahen, daß unser Heim mit all seinem Komfort, seinem Wohlstand und der Liebe und Freude der guten Tage ein Zentrum der fünften Kolonne im weltanschaulichen Kampf geworden war. Es war von feindlichen Kräften besetzt worden.

Denn trotz unseres Erfolges und Fortschrittes in der Welt hatten wir in unser Heim viele jener Elemente hereingelassen, welche den Charakter einer Nation untergraben.

Jetzt haben wir neue Maßstäbe und kämpferische Qualitäten bekommen. Wir haben gesehen, daß wir und unsere Kinder in dem täglichen Kampf für den Aufbau einer gesunden Nation an die Front gehören.

Was wünsche ich meinen Kindern? Vor einigen Jahren hätte ich gesagt, daß ich meinen Söhnen Erfolg und meiner Tochter eine gute Heirat wünschte. Da ich von Natur etwas snobistisch veranlagt bin, hätte es mir Freude bereitet zu sehen, wie meine Kinder in der Welt gesellschaftlich und finanziell vorankamen. Ich

hätte gerne gesehen, daß sie sich nach Möglichkeit einen Namen gemacht und jederzeit ein sicheres und wenn möglich erhebliches Einkommen gehabt hätten.

Diese Dinge stellte ich an erste Stelle bei der Betrachtung der Zukunft meiner Kinder. Wenn ich überhaupt an ihren Charakter dachte, so nahm ich ihn als gegeben hin. Ich meinte, daß ein guter Charakter etwas sei, was ganz automatisch den Kindern zufalle, die in einem Heim mit einem Vater wie mir aufwachsen. Dies ist ein weitverbreiteter Glaube in einem Zeitalter, wo «Charakter» schon etwas bedeutet, was ein bißchen merkwürdig oder belustigend ist.

Heute sehne ich mich danach, meinen Kindern in erster Linie Charakter zu geben. Ich möchte, daß sie durchsichtig wie Kristall aufwachsen, nichts in ihrem Leben zu verbergen haben, nur Gott und sonst nichts in der Welt fürchten, niemals ihre Worte oder Haltung auch nur ein bißchen ändern, um Menschen zu gefallen, oder weil sie besorgt sind, was Menschen wohl denken oder sagen könnten, und daß sie jene entscheidende Tapferkeit haben mögen, welche die Tugend dem Beifall der andern vorzieht.

Ich möchte, daß sie das Richtige tun, wenn sie es erkennen, koste es was es wolle, und daß sie immer versuchen, es zu sehen. Ich möchte, daß sie in ihrem Herzen rein sind, so daß sie die Kraft von zehn Menschen besitzen.

Ich bete, daß sie zu Männern und Frauen aufwachsen, welche Furcht, Reizbarkeit und kritischen Sinn überwunden haben und welche es verstehen, ihren Sieg an andere weiterzugeben; und daß sie in ihrem Leben vielen Menschen begegnen, für die zu leben ihnen wichtiger ist als für sich selbst.

Qualität und Charakter möchte ich meinen Kindern gerne geben, denn ich weiß jetzt, daß diese Dinge für wahres Menschsein wichtiger sind als Sicherheit und Erfolg.

Jedenfalls sind sie die einzige Sicherheit heute in der Welt. Qualität und Charakter sind gute Münze. Was auch immer die Nachkriegswelt und die Zukunft uns bringen mögen. Wovon sonst könnte man dies noch behaupten?

Früher sagten meine Freunde bisweilen zu mir: «Peter ist so ein feiner Vater, er liebt die Kinder wirklich und ist so gut zu ihnen.»

Wenn ich in der richtigen Stimmung war, besonders wenn Besucher im Hause waren und es wichtig war, daß die Kinder ihr bestes Benehmen zeigten, so tollte ich mit ihnen herum und es machte mir Spaß. Wenn aber die Kinder unangenehm, krank oder laut waren, wenn sie husteten, weinten, die Türen schlugen oder mich baten, ihnen eine Geschichte zu erzählen, während ich selbst in einem Buch lesen wollte, wenn sie eben die Dinge taten, die Kinder nun einmal tun, so wurde ich verdrießlich.

Tatsächlich war es sogar noch schlimmer. Manchmal wurde ich richtig ärgerlich.

Es stimmt allerdings, daß ich meine Kinder liebte. Ich kannte das Gefühl, am Tagesende ermüdet und erschöpft nach Hause zu kommen und durch die Rufe und durch den stürmischen Empfang von Philip, Anne und Anthony ein warmes Herz zu bekommen. Ich kannte auch das Wunder und die Zufriedenheit, die einem ins Herz kommen, wenn man Arm in Arm mit der geliebten Frau als letztes abends atemlos über den Bettchen der Kinder steht und beobachtet, wie sie im Schlaf sanft und tief atmen.

Aber an den schlechten Tagen wechselte mein Verhalten ihnen gegenüber zwischen Ausbrüchen des Unwillens und schlechter Laune, auf die dann Anfälle von Sentimentalität als Ausgleich folgten. Tatsächlich empfand ich meine Kinder oft als Belastung. Ich gab es nicht offen zu, aber es war doch der Fall.

Meine Erziehungsmethode bestand darin, sie mit Versprechungen von etwas Gutem zu locken und mit Strafanrohungen einzuschüchtern. «Anne, hör mal, ich wollte dir ein Stück Schokolade geben, aber das kann ich nicht, wenn du nicht mit diesem furchtbaren Geheul aufhörst.» «Anthony, lauf und hol meine Pantoffeln, du bist doch ein guter Junge, ich bin dir sehr dankbar und habe nachher für dich eine Überraschung.» «Philip, ich will nicht, daß du den Fußboden mit diesem Hammer bearbeitest. Das ist vollkommen un-

erträglich, und Mutter bekommt dadurch Kopfschmerzen. Wenn du es noch einmal tust, mußt du sofort ins Bett.» –

In der Tat wechselten meine Erziehungsmethoden zwischen Zuckerbrot und Rute ab. Ob das eine oder das andere angewandt wurde, hing nicht von dem Benehmen der Kinder, sondern einzig von meiner eigenen Laune ab.

Sie sind zu dritt, wie ich schon sagte. Alle sind braunäugig und haben ein energisches Kinn. Philip, der älteste, ist elf Jahre alt und hat es bereits dick hinter den Ohren. Er ist überall mit ganzem Herzen dabei. Er ist ein beliebter Kamerad und schwatzt gerne, begierig einen vollen Anteil an jeder Unterhaltung zu nehmen.

Wie sein Vater hat er einen ausgeprägten Sinn dafür, ob er einen guten oder schlechten Eindruck macht. Und wie sein Vater ist er ein bißchen zu stark auf den Erfolg aus und läßt sich ein bißchen zu stark durch Fehlschläge niederdrücken.

Philip fällt es schwerer über seine Schwierigkeiten zu sprechen als den andern beiden.

Anne und Anthony wirbeln ihre Sorgen wie Bälle in die Luft. Wenn irgend etwas nicht in Ordnung ist, so rennen sie, um eine Zuhörerschaft zu finden.

Anne, die acht Jahre alt ist, verbindet Entschlossenheit mit Diplomatie. Wenn sie hinfällt, sieht sie sich um, um zu sehen, ob irgend jemand da ist, der ihr zu

Hilfe kommen kann. Sieht niemand zu, so kümmert sie sich nicht weiter darum. Wenn aber jemand zusieht, so überlegt sie sich, ob sie zu weinen anfangen soll. Manchmal entschließt sie sich dazu. Aber während sie ihren Mund beim Schreien auf tut, werden auch die Augen größer und größer, und wenn sie sieht, daß ihr Geschrei ohne Wirkung bleibt, verschwindet sie von der Bildfläche. Sie kann mit dem Schreien ebenso plötzlich aufhören, wie ein Erwachsener mit dem Sprechen. Aber wie einige Erwachsene entschließt sie sich nicht immer dazu.

Sie ist ein liebes Mädel. Sie ist über den Kummer ihrer Brüder besorgter als über ihren eigenen.

Anthony, der sieben Jahre alt ist, ist unser Äffchen. Er hat Ausdauer. Die älteren Geschwister laufen schneller als er, aber oft holt er sie schließlich doch noch ein und läuft weiter und weiter; fährt immer noch fort, während es den andern schon viel zu langweilig ist.

Er liebt neue Kleider. Es ist ihm ein wirklicher Kummer, denselben schmutzigen Spielanzug an zwei aufeinanderfolgenden Tagen zu tragen.

Er hat Sinn für Humor, Unfug und Rache. Neulich hielt ich ihm vor, daß er das Badezimmer voller Schmutz hinterlassen habe. Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, zeigte er mit dem Finger auf mich und sagte schelmisch: «Ich werde dir Würmer ins Bett stecken.»

An jenem Abend sah ich, wie er atemlos einen Krug

voll zappelnder Tierchen trug. «Kaulquappen gehen auch», murmelte er geheimnisvoll zu mir.

Unsere Kinder sind keine Engel. Sie zerbrechen Geschirr, machen Flecken auf das Tischtuch, zerreißen ihre Kleider, brüllen und heulen, rennen über die Blumenbeete und verlieren Scheren, wie die meisten Kinder. Tatsächlich machen sie Fehler wie ihr Vater und ihre Mutter und haben manchmal Selbstmitleid und schlechte Laune. Das ist ihr Erbteil von uns und doch können heute Doë und ich sagen, daß unsere Kinder für uns zu Hause eine Freude und eine Aufgabe sind, ein verbindendes und stärkendes Element im Haus.

Nachdem wir alle zusammen unsere neue Reise begonnen hatten, kamen mir folgende Gedanken über meine Kinder, die ich niederschrieb: «Du willst, daß sich die Kinder immer so benehmen, wie es dir paßt. Aber benimmst du dich immer so, wie es andern Leuten paßt? Hast du dich schon jemals so benommen? Du bist nicht einmal bereit, mit dem Lesen der Zeitung aufzuhören, wenn die Kinder mit dir sprechen oder spielen wollen. Du bist voller Sorge und Entrüstung, wenn sie dich belügen. Sagst du denn immer die Wahrheit? Du wirst sie oder irgend jemand anders nicht dazu bringen, etwas zu tun, was du nicht selber tun willst.»

Heute habe ich entdeckt, daß, wenn ich nicht bereit bin, meinen Kindern gegenüber ehrlich zu sein, sie es auch mit mir nicht sind. Das ist die ganze Lösung. Kinder

tun das, was ihre Eltern tun und nicht, was ihre Eltern möchten, daß sie tun.

Wie können Eltern, die es nie gelernt haben, ihren eigenen Wünschen gegenüber nein zu sagen, ihren Kindern dieses «Neinsagen» beibringen – selbst wenn sie es wollten? In der Tat können sich heute manche Eltern nur mit Gewalt durchsetzen. Als Ergebnis hat sich in vielen Familien die Mentalität der Diktatur ebenso wirksam durchgesetzt, wie die Macht der Diktatoren auf dem europäischen Kontinent.

Umgekehrt züchten in andern Häusern Eltern schwächliche Nachgiebigkeit. Sie lassen ihrem Kind den Willen, damit sie ein ruhiges Leben haben und machen ihn zum jungen Diktator – und so geht gerade die Ruhe verloren, welche die Eltern sich erhalten wollten. Denn die Forderungen aller Diktatoren sind unersättlich.

Die Kräfte des Materialismus machen aus dieser Tendenz klingende Münze. In der Erziehung und im Schrifttum fordern sie «Freiheit», «Selbstgefühl» und «natürliche Entwicklung» für die Jugend. Damit meinen sie, daß die jungen Menschen ihren eigenen Begierden folgen und von ihnen beherrscht werden sollen. So rebellieren die Kinder, und es entstehen revolutionäre Situationen in Tausenden von Familien im ganzen Lande.

Moralische Grundsätze – die durch Jahrhunderte erprobte göttliche Führung für das Leben – sollten den

modernen Kindern von ihren Eltern nicht aufoktruiert werden, so erklären die Kräfte des Materialismus. Das Kind muß zu diesen Wahrheiten ohne die Hilfe und ohne den Einfluß der Weisheit seiner Eltern kommen. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß hierfür nur wenig Aussichten bestehen.

Das Kind wendet sich mit wachsender Schnelligkeit der andern Seite zu. Das paßt in den Plan der militanten Materialisten, denn diese Art Welt sehen sie als das Endziel der Menschheit an. Und das wäre auch das sichere Ende.

Die Materialisten haben uns den Glauben eingesuggeriert, daß die einzige Alternative bei der Behandlung der Kinder die viktorianische Idee der Unterdrückung und Diktatur zu Hause oder die moderne Idee des Selbstgefühls und der Revolte zu Hause sei.

Diese Alternative ist falsch. Der dritte Weg besteht darin, daß sich die Eltern und Kinder gemeinsam als Familie unter Gottes Führung entwickeln. Heute habe ich entdeckt, daß ich, wenn ich zu Hause meine Maske abnehme und nicht mehr länger vorgebe, das wundervolle Geschöpf zu sein, für das mich meine Kinder halten sollten, wenn ich ihnen ganz einfach von meinen eigenen Fehlern erzähle, sie mir auch von den ihren erzählen. Dann finden wir die Lösung gemeinsam.

Die Kinder türmen nicht Woche um Woche ihre Ängste, Gefühle und Reaktionen auf, bis man schließlich eines Morgens entdeckt, daß sie Probleme haben.

Abends sitzen wir zusammen, Doë, ich und die Kinder und bitten Gott, uns zu zeigen, was für einen Tag wir hinter uns haben und wie der morgige Tag besser werden kann. Wir schreiben die Gedanken auf, die uns kommen, und tauschen sie miteinander aus.

So lernen die Kinder eine innere, selbstaufgelegte Disziplin, und sie nehmen die Disziplin der Eltern an, wenn sie wissen, daß sie selbstlos ist und auf Gottes Willen und nicht dem eigenen Willen beruht.

Neulich hatte Anthony mit Philip Streit. Abends schrieb er in sein Buch: «Ich darf mich nicht mit Philip streiten. Wir wollen es morgen besser machen.» Dann ging er zu seinem Bruder, gab ihm einen Kuß und bat ihn um Verzeihung.

Philip schrieb: «Gib Anthony die Soldaten zurück.» Er erzählte Doë und mir, daß er Anthony vor einigen Tagen eingeredet habe, daß eine Schachtel neuer Zinnsoldaten, die dieser bekommen hatte, nicht so gut seien, wie einige alte, ergraute Krieger, die Philip ihm als Ausgleich dafür anbot. Und Philip hatte die neuen genommen.

Vor ein oder zwei Jahren hatten Anne und Anthony schwer mit der Furcht zu kämpfen. Wenn die Schlafenszeit kam, hatten sie Angst, allein gelassen zu werden, und Doë und ich mußten bei ihnen sitzen.

So begannen wir alle zusammen wegen dieser Ängste zu beten, und bald verschwanden sie.

Dann begannen einige von Hitlers Geheimwaffen

über Suffolk zu surren. Nachts gab es gelegentlich ein Bersten und Krachen. Und ein Fenster oder zwei flogen bei uns heraus. Viele der Kinder in der Umgebung wurden unruhig und eines davon, der Sohn eines Landarbeiters, kam zu uns. Seine Angst war fast unüberwindlich.

Er war mit Anne und Anthony zusammen in einem Raum. Nach Einbruch der Dunkelheit begann das Summen und plötzlich erschütterte eine Explosion das Haus.

Das kleine fünfjährige Kind begann zu weinen. Der siebenjährige Anthony und die achtjährige Anne trösteten ihn beide. Sie erzählten ihm, wie sie vorher auch Angst gehabt hätten, jetzt aber nicht mehr, weil Jesus auf sie acht habe. Anthony sagte weise: «Der Knall ist nun vorbei und jetzt brauchen wir auch keine Angst mehr zu haben.»

Dann beteten die beiden mit ihm und für ihn. Es war rührend zu sehen, wie sie, so lange sie daran dachten, jemand anders zu helfen, selbst keine Angst mehr hatten.

Es wird heute viel über Erziehung geredet. Ist dies nicht die wahre Erziehung, den Kindern das Geheimnis der Entwicklung zu zeigen und ihnen ihre Berufung klarzumachen? Sie mit der Macht in Verbindung zu bringen, welche die menschliche Natur ändert und das Universum beherrscht? Sie zu lehren, ehrlich zu sein, eine Entscheidung auf sich zu nehmen und durchzu-

fechten, die Angst zu überwinden, den Schwierigkeiten entgegenzutreten und einen Weg zu finden, mit schwierigen und eckigen Leuten auszukommen und natürliche Empfindungen in gesunde Kanäle zu leiten?

«Alle deine Kinder sollen vom Herrn lernen und groß wird der Friede deiner Kinder sein.» Dies ist der vergessene Faktor bei all dem heutigen Gerede über Erziehung. Es ist die grundlegende Erziehung. Ohne ihn fehlt es der Erziehung an Qualität, und eine quantitative Steigerung kann sich dann sehr wohl als eine Verschlimmerung erweisen.

Die Kinder von heute haben eine besondere Berufung. Sie können ihr nicht entrinnen. Die Geschichte wird berichten, wie sie sie erfüllten. Die «Ismen» erkennen dies. Sie kämpfen um die Jugend. Sie haben ihre Propagandisten in Hunderten britischer Schulen. Sie arbeiten mit Hilfe des Kinos und zahlloser Klubs. Die Familie wäre der natürliche Platz, diese fremden Ideen zu bekämpfen, aber für Kinder dieses Zeitalters steht die Familie nicht mehr im Brennpunkt ihres Lebens. Die große Mehrheit der Lehrer glaubt noch an gesunde Werte. Aber nicht alle haben einen Glauben und eine Begeisterung für ihre richtigen Ideen, um dem Feuer der Sturmtruppen der «Ismen» begegnen zu können.

Aber in der ganzen Welt zeigt das Programm der Moralischen Aufrüstung den jungen Menschen ihre Berufung. Aus vielen Ländern bekomme ich hoffnungs-

freudige Botschaften – Berichte einer wachsenden vorwärts drängenden Macht von Jungen und Mädchen, die in einem hohen Programm geeint sind, dem sie bis zu ihrem Tode treu bleiben.

Ich sehe, wie dieses Programm allein in Großbritannien täglich von Tausenden von Kindern durchgeführt wird.

So wachsen sie auf mit einem Sinn für ihre eigene Verantwortung für die Zukunft. Das Programm ist groß genug, sie zu packen und sie klar und kräftig ins Leben hineinzustellen.

Diese Kinder nehmen das Abenteuer auf sich, Vorkämpfer der Zukunft zu sein, die sie erben werden. Sie haben den Geist echter Vaterlandsliebe – einen lebendigen Sinn dafür, daß sie zum Volke gehören und einen bedeutenden Beitrag zum Leben des Volkes zu leisten haben.

Diese jungen Menschen von heute, die Bürger von morgen, haben einen kämpferischen Glauben, der Millionen von uns zwischen den beiden Kriegen fehlte.

I6

KAMPF UM DIE HERRSCHAFT

Während meiner Tätigkeit in der schwarzen Tintenstraße besichtigte ich oft die schwarzen Täler, in welchen die Kohle gefördert wird, damit das industrielle Herz unseres Volkes erwärmt wird und schlagen kann. Manchmal zittert in den schwarzen Tälern ein dumpfer Ton durch die Luft wie der unterirdische Hammerschlag eines Riesen und macht die Erde erbeben. Einen Augenblick lang hält dann jede Seele im Tal still, der Geist steht plötzlich auf dem Höhepunkt der Furcht, die Ohren gespannt lauschend.

Dann erhebt sich der Schrei: «Unten ist etwas passiert.» Aus jeder Hütte laufen die Frauen heraus, die Köpfe und Schultern in graue Tücher gehüllt, und so geht es zur Grubeneinfahrt. Manchmal warten sie dort tagelang, bis der letzte Körper von unten heraufgetragen wird und keine Hoffnung mehr besteht für die andern, welche zerschmettert oder vom Tageslicht durch Millionen Tonnen Felsen und Erde abgeschnitten sind.

In diesen Tälern sah ich zum ersten Mal, wie das Leid ein Frauenantlitz verwandelt – die gespannten, erstarrten Gesichtszüge bekommen einen männlichen Ausdruck. Die Form eines solchen Gesichtes hat sich auf ewig in mein Gedächtnis eingepägt: die Lippen

leicht geöffnet, Bitterkeit und Kampfgeist in den tiefen Lichtern der Augen, Wangen und Kinn feucht, obgleich es nicht geregnet hatte.

Die Klassenunterschiede, der Haß und die alten politischen Schlagworte bedeuten an solchen Tagen vor der Grubenausfahrt nichts. Die Frau des Direktors und eine Arbeiterfrau kochen zusammen Tee und stampfen gemeinsam auf der schwarzen Erde um den Schacht herum, um sich warm zu halten. Sie sind Geschwister der Sorge.

Männer aus Grube und Büro, die jahrelang nur in abfälligen Ausdrücken voneinander gesprochen haben, gehen zusammen hinunter, um sich den Schaden anzusehen – sie arbeiten bis Kleider, Hände und Nägel zerissen sind. Manchmal sterben sie gemeinsam, weil sie sich in Gefahr begeben, um sich zu den begrabenen Männern schnell einen Weg zu bahnen. Sie sind Brüder der Arbeit.

Gefahr und Kummer bringt in den Menschen jene Qualität der Selbstlosigkeit und Liebe hervor, die in normalen Zeiten nicht immer offenbar werden. Ich erinnere mich einer Nacht in London, als die Blitzangriffe auf ihrem Höhepunkt standen. Wochen hindurch, Nacht für Nacht waren die Deutschen über der Stadt gewesen, sie zerstörend und verbrennend. Eine dumpfe hartnäckige Entschlossenheit durchzuhalten, hatte die Bürger Londons ergriffen, weil es keinen andern Weg für unsere Interessen und unsere Ehre gab. Aber es waren dunkle und verzweifelte Tage.

Einmal begann ich spät in der Nacht, mir meinen Weg durch die verdunkelten Straßen zu tasten, um eine wichtige Zeitungsverabredung einzuhalten. Ich trug einen Stahlhelm als notwendigen Schutz gegen die fallenden Splitter unserer eigenen Flak. Von Zeit zu Zeit kroch ich in eine Hausflurecke und drückte mich platt gegen eine Wand, wenn mich das Pfeifen einer Bombe einige Sekunden vorher vor dem Luftdruck und den Trümmern der Explosion warnte.

Plötzlich kam ein Taxi die Straße entlanggefahren, vom Standpunkt der Sicherheit aus in viel zu großem Tempo. Mit kreischenden Bremsen hielt es an. Ich stellte fest, daß sich auf dem Dach zwei Matratzen befanden, um etwa herabfallende Flaksplitter abzuhalten. Der Chauffeur rief mir zu: «Gehst du in meiner Richtung, Kamerad?»

Ich sprang hinein. Er brachte mich an meinen Bestimmungsort. In der Dunkelheit fuhren wir ein Stück zu weit.

Der Chauffeur wandte seinen Wagen, stieg aus und half mir mit seiner Taschenlampe den Platz finden, nach dem ich suchte.

Ich fragte ihn, was ich ihm schuldig sei. Er lehnte jede Bezahlung ab. «Ich war sowieso auf dem Nachhauseweg, Kamerad», sagte er, und mit einem Lachen und einer Handbewegung fuhr er in der Dunkelheit von dannen. Ich habe ihn seither nie mehr gesehen.

Den gleichen Geist traf ich in einer großen Fabrik

an. Mehrere Tage hindurch hatten Doë und ich auf unserer Farm in Suffolk die Donner entfernter Explosionen gehört. Sie waren das Zeichen eines der größten Ereignisse der Militärgeschichte, der alliierten Räumung Europas bei Dünkirchen.

Dann wurde ich aufgefordert, eine Fabrik zu besichtigen, bei welcher einige der Maschinen hergestellt wurden, die damals für Großbritanniens Sicherheit lebenswichtig waren. Es hatte in diesem Industriezweig viele Schwierigkeiten mit Streik und beständigem Haß und Erbitterung gegeben. Der Beamte, der mich herumführte, sagte: «Die meisten unserer Leute machen jetzt unaufgefordert Überstunden. Zum erstenmal in meiner Erfahrung arbeiten einige Leute ohne Bezahlung, um ihre Arbeit zu beendigen, so daß wir jede Woche besondere Nachforschungen anstellen und dafür sorgen müssen, daß sie das bekommen, was ihnen zusteht. Unser Maximalproduktionsplan ist bereits um fast 50% überschritten.»

Es ist traurig, daß es anscheinend erst der schlechten Zeiten bedarf, um das Beste im Menschen hervorzu- bringen. Denn paradoxerweise werden die schlechten Zeiten erst dadurch unvermeidlich, daß wir nicht das Beste im Menschen hervorbringen. Und waren wir nicht trotz der Gefahr und Unsicherheit und Angst jener Tage glücklicher? Denkt ihr noch an die Kameradschaft und den Eifer, der in jenen dunklen Stunden entstand und über Nacht eine klassenlose Gesellschaft

schuf, als alle alles für die Nation gaben? Eine Zeitlang kannten wir die Freude und Freiheit, welche die Seelen der Menschen ergreift, wenn die Sorge für uns selbst in der Sorge für unsere Mitmenschen untertaucht und aufgeht.

Wie können wir diesen Geist auch in der Nachkriegszeit festigen und verbreiten? Wenn uns dies nicht gelingt, so werden wir sicherlich den Frieden verlieren.

In der Industrie massieren die extremen Interessengruppen der Rechten wie der Linken ihre Kräfte und manövrieren gegeneinander. Sie bereiten sich darauf vor, aus der Industrie ein Schlachtfeld zu machen, sobald der Kampf der Waffen zu Ende ist.

Ihre Kampflinie im Frieden wird ein Kampf um die Herrschaft sein. Die Unternehmerschaft wird kämpfen, um die Arbeiterschaft zu beherrschen. Die Arbeiterschaft wird kämpfen, um das Unternehmertum zu beherrschen. Und die Regierung könnte versucht sein, beide beherrschen zu wollen.

Auch in den Reihen des Unternehmertums selbst wird der Kampf ausbrechen. Werden die Befürworter des Fortschritts oder der Reaktion den Sieg davontragen? Ein großer Unternehmer sagte neulich in meiner Anwesenheit: «Machen Sie sich über Arbeitskonflikte keine Sorge, wenn wieder einmal normale Zeiten kommen, können wir sie mit unseren eigenen Waffen bekämpfen.» Mit «normal» meinte er eine Arbeits-

losigkeit für Millionen als ständige Drohung für jeden Arbeiter.

Die Materialisten der Rechten sehen die Arbeit als eine Ware an, die man je nach Belieben nehmen und wieder wegwerfen kann. Sie behandeln die Arbeitnehmer als Ziffern in einer Bilanz, als Sachen und nicht als Menschen. Einige von ihnen wollen das Unternehmertum in einen regelrechten Klassenkampf hineinreißen, um die Arbeiterklasse mit Gewalt niederzuhalten. Sie wünschen einen Klassenkampf aus dem gleichen Grunde wie die Extremisten der Linken – weil sie glauben, sie könnten ihn gewinnen. Andere Unternehmer, anständige Menschen, behandeln ihre Arbeitnehmer gut und sind bei ihnen beliebt. Einige sehen den weltanschaulichen Kampf und kämpfen ihn. Andere bilden sich auf ihre väterlich wohlwollende Einstellung etwas ein. Sie verstehen nicht die Kritik, daß eine solche Einstellung nur die Symptome eines krankhaften Systems verschleiern, daß sie nur eine örtliche Betäubung, nicht aber ein radikales Heilmittel darstellt.

Aber auch sie tragen einen Teil der Verantwortung für die gegenwärtige Lage. Man kann sie mit Menschen vergleichen, die emsig Pläne ausarbeiten, ihre eigenen Kabinen anzustreichen, während das Schiff untergeht. Es gab in Rußland vor der Revolution einige gute Arbeitgeber. Sie kamen ausgezeichnet mit ihren Arbeitern aus und zahlten ihnen gute Löhne. Aber das führte nicht jene Revolution der Umwandlung herbei, wel-

che ihr Volk verzweifelt benötigte und rettete sie im übrigen auch nicht, als die blutige Revolution ausbrach. Sie blieben ein Teil eines Zustandes, der geändert werden mußte. Sie erkannten den weltanschaulichen Kampf nicht und kämpften ihn nicht. Sie hatten keinen Plan, der groß genug war, das Zeitalter, in welchem sie lebten, neu zu machen.

Das Unternehmertum hat eine Schlüsselstellung bei dem Wiederaufbau unseres Zeitalters. Die Gemeinschaft braucht seine Erfahrung und kann sie sonst nirgendwo finden. Aber wir brauchen ein Unternehmertum, das weder reaktionär, noch gönnerhaft väterlich ist, sondern revolutionär. Das heißt, wir brauchen ein Unternehmertum, welches eine völlig neue Auffassung vom Wirtschaftsablauf hat.

«Wir sind in der Wirtschaft, um das herauszuholen, was wir können», dies ist reaktionär und falsch. «Wir sind in der Wirtschaft, um zu sehen, was wir der Menschheit geben können», dies ist revolutionär und richtig. Aus dieser Haltung wird sich vielleicht weniger Dividende für die Wenigen ergeben, aber mehr Glück für die Vielen.

Ein neuer Geist in den Herzen der Industriellen würde die Wirtschaft schnell in den Dienst der Menschheit stellen, und die erste Aufgabe der Wirtschaft ist zu dienen. Sie soll die Massen der Welt wärmen, ernähren, kleiden und ihnen Unterkunft beschaffen. Wenn die sogenannten Industriekapitäne und darüber

hinaus alle diejenigen, welche im Wirtschaftsleben stehen, sich in gleichem Masse für den Dienst an der Menschheit, wie für die Sorge für ihre eigene Familie verantwortlich fühlen, so stehen wir an der Schwelle eines neuen Zeitalters.

Wirtschaftler, die noch immer in Begriffen des Eigennutzes und Gewinnes einer Gruppe denken, sind nicht mehr zeitgemäß.

Diese Art zu denken ist Wasser auf die Mühlen der Extremisten der Linken, der Leute, welche den Klassenkampf predigen und sich von ihm persönliche Vorteile erhoffen. Sie wollen an die Macht gelangen. Sie arbeiten voller Schlauheit dafür. Für sie ist ein Übelstand etwas, das sie für ihre eigene Sache ausbeuten können und nicht etwas, das in Ordnung gebracht werden muß, weil andere darunter leiden.

Oft haben diejenigen, welche den Klassenkampf befürworten, ein viel klareres Bild von der Berufung der Arbeiter als einige unserer heutigen Arbeiterführer. Sie bieten den Arbeitern Blut statt Tinte.

Innerhalb der Arbeiterbewegung kämpfen zwei Gruppen um die Herrschaft. Sollen hier die Extremisten, die eine fremde Weltanschauung mehr als ihr eigenes Land lieben, die Menschen beherrschen, welche die besten Traditionen der Gewerkschaftsbewegung erhalten und wieder neu beleben wollen? Oder sollen lieber jene von diesen beherrscht werden? Die gesunden Elemente in der Arbeiterbewegung werden

durch die unterirdisch wühlenden Kräfte verwirrt. Sie wissen nicht genau, was mit ihnen gespielt wird, sie wissen nur, daß ihnen dies nicht paßt. Sie sehen nicht den weltanschaulichen Kampf, und daher laufen sie Gefahr, in ihm zu unterliegen. Viele von ihnen haben keine absoluten Glaubens- und Lebensmaßstäbe, an welchen sie die Vorschläge und das Verhalten der Materialisten messen können – und wenn sie sich nur an die reine Zweckmäßigkeit halten, so müssen sie vielleicht oft wider ihren Willen feststellen, daß der Plan der Klassenkämpfer im allgemeinen zweckmäßiger als ihr eigener ist. Sie entdecken, daß man eine Leidenschaft nicht mit einem bloßen Programm heilen kann. Man kann eine Leidenschaft nicht durch politische Manöver oder durch einfache Mißbilligung abwehren.

Man braucht eine Leidenschaft, um eine Leidenschaft zu bekämpfen, einen Plan, um einen Plan zu überwinden. Die gesunde Arbeiterbewegung braucht eine Weltanschauung und einen Glauben, um eine Antwort auf den Glauben und die Weltanschauung der Extremisten zu haben. Sie braucht Kämpfer, die den weltanschaulichen Kampf klar sehen und auf ihrer Seite ebenso furchtlos, klug und öffentlich kämpfen, wie die Extremisten auf der andern. Andernfalls wird die gesunde Arbeiterbewegung zugrunde gehen.

Die britische Arbeiterbewegung entsprang dem Christentum. Der Glaube gab ihrem ersten Ruf die feurige Überzeugung.

Die alten Sozialisten hatten eine Überzeugung, die sie davor bewahrte, sich in eine Linie mit dem Klassenhaß und dem Gebrauch einer bewaffneten Revolution zu stellen. Sie hatten ein positives Bild einer freien Arbeiterbewegung in einer gottgeführten Welt. Dies war ein übernationales Ideal. Daher war es für die Befürworter des Klassenkampfes schwierig, größere Fortschritte zu machen.

Keir Hardie war der Prophet des revolutionären Programmes des traditionellen Sozialismus. Sein Weckruf an die Arbeiterschaft war der gleiche wie der Weckruf der Arbeiterschaft an die Gesellschaft – das selbstlose Leben und Denken, welches allein Gier, Haß und Furcht schließlich beseitigen kann. «Die Selbstsucht», schrieb er im Jahre 1903, «ist keineswegs ein Monopol der Reichen. Die Motive, welche den reichen Unternehmer veranlassen, die Löhne zu senken, oder den reichen Grundherrn die Pacht zu erhöhen, wirken gleichermaßen bei den Arbeitern, wenn die Gelegenheit und das Selbstinteresse einen derartigen Weg gebieten.»

Er verabscheute die Idee des Klassenkampfes. «Er ist», sagte er, «eine Entwürdigung der sozialistischen Bewegung, die sie auf das bloße Niveau eines Kampfes um die Herrschaft zwischen zwei streitenden Parteien herabzieht.» Er appellierte nicht an die materiellen Interessen einer Klasse, sondern an das moralische Gewissen der ganzen Nation.

Der Zimmermann von Nazareth und nicht Karl Marx inspirierte diesen Revolutionär mit dem weiten Herzen, diesen Kämpfer für die Unterdrückten.

Ein Gleiches galt für die Tolpuddle-Märtyrer, jene Leute, die im Jahre 1834 wegen ihrer Bemühungen, eine landwirtschaftliche Gewerkschaft zu gründen, in die Botany Bay verbannt wurden, und deren kämpferischer Glaube den Millionen, die folgten, ein Beispiel gab.

Aus dem Gefängnis heraus ertönte ihr Schlachtruf:

Gott ist der Führer. Das Schwert ziehn wir nicht,
Die Feuer der Schlachtfelder mahnen.

Mit Einigkeit und der Gerechtigkeit Licht

Wollen das Recht wir der Ahnen.

Heute hat die britische Arbeiterbewegung sich in weitem Umfange ihre eigene Wurzel, ihren kämpferischen Glauben, abgeschnitten. Damit sind auch die Früchte verschwunden. Hierauf nahm Ben Tillett Bezug, als er auf seinem Sterbebett sagte: «Die Gewerkschaftsbewegung muß sich für mehr als Lohnerhöhung und kümmerliche Geschäftsmethoden einsetzen. Sie muß eine Seele bekommen, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen will, die Menschheit zu heben.»

Mit der Wiedergeburt des Geistes, dem sie entsprang, wird die britische Arbeiterbewegung ihre Vergangenheit bei weitem überstrahlen. Sie kann morgen mehr werden als sie gestern je dargestellt hat. Eine von Gott geführte Arbeiterbewegung kann die Welt neu machen.

Die nächsten 25 Jahre hindurch wird die Arbeiterschaft die Gelegenheit haben, große Völker zu regieren. Die weitsichtigsten Kreise in der Arbeiterbewegung beginnen bereits, ihren größten Beitrag für die Nation zu geben, indem sie in die Wirtschaft wirklich staatsmännisches Denken und Handeln bringen.

Männer dieser Art erkennen die größte Notwendigkeit der heutigen Wirtschaft. Es geht darum, die wahre Kampflinie klar herauszustellen. Die Menschen müssen einsehen, daß sie mit Geschick und Tücke in eine Front eingereiht wurden, die in Wirklichkeit gar nicht die richtige Front ist; und so verlieren sie beständig den wirklichen Kampf.

Die wirkliche Kampflinie in der Wirtschaft geht nicht zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum hindurch, wo einige sie errichten möchten. Auch nicht zwischen rechts und links, wo andere sie errichten. Sie besteht zwischen den aufbauenden Kräften der Rechten und der Linken, nämlich des Unternehmertums wie der Arbeiterschaft einerseits, und andererseits den unpatriotischen Kräften der Selbstsucht beider, die auf Reibungen und Konflikte aus sind.

Wenn die Arbeiterschaft und das Unternehmertum zusammenarbeiten, können sie diesen Kampf gewinnen. Keiner von beiden vermag es alleine. (1)

(1) Präsident Truman, der vier Jahre hindurch Leiter des Kriegsprüfungsausschusses des Senates war, sprach am 19. November 1943 vor 1200 Vertretern der Arbeiterschaft und des

In dem Maße, in dem die Zusammenarbeit im Dienste des Volkes von aufbauenden Kräften in der Wirtschaft durchgeführt wird, wird auch die Zusammenarbeit zwischen den Völkern wachsen, denen die Wirtschaft dient. Denn wenn Gruppen innerhalb einer Nation, seien es Unternehmer oder Arbeiterführer, an die Wirtschaft mit der Raubtiereinstellung herangehen: «Was können wir uns selber erraffen?», so wird diese Raubtiermentalität auch in die internationalen Handelskonferenzen hineingetragen. Dann gibt es Zusammenbrüche, welche das Leben jedes Einzelnen auf der Erde betreffen.

Aber mit einer neuen Haltung können internationale Konferenzen aus einem Kampf um Märkte zu ei-

Unternehmertums über die Leistungen der Mitarbeiter der Moralischen Aufrüstung auf diesem Gebiet. «Es gibt keine einzige Schwierigkeit in der Wirtschaft, die ich mir denken könnte», sagte er, «die nicht binnen wenigen Wochen beseitigt werden könnte, wenn man dieser Gruppe das grüne Signal zur vollen Fahrt geben würde ... Die Zeit ist reif für einen Appell, nicht an den Eigennutz, sondern an das tief in jedem Menschen verwurzelte Bedürfnis nach einem großen Leben. Die Amerikaner wollen nicht das Versprechen, daß sie etwas umsonst bekommen können, sondern sie wollen eine Möglichkeit, alles für etwas Großes zu geben ... Wir brauchen diesen Geist in der Wirtschaft und wir brauchen ihn in unserm Volke. Denn wenn Amerika diesen Geist nicht annimmt, kann es vielleicht mit viel Glück den Krieg gewinnen, wird aber mit Sicherheit den Frieden verlieren.»

nem Bündnis für den Dienst werden. Wenn alle dafür planen, daß alle Menschen ausreichend untergebracht, gewärmt, ernährt und gekleidet werden, so wird der Handel nicht mehr die vereinten Nationen spalten, sondern statt dessen die ganze Welt vereinen.

In diesem neuen Geist liegt unsere einzige Hoffnung, den Frieden zu gewinnen und ihn für unsere Kinder zu sichern.

Mutige Männer in vielen Ländern haben diesen Kampf aufgenommen.

Cecil Morrison von Ottawa ist ein typisches Beispiel für Tausende von Unternehmern. Er buk den Geburtstagskuchen des Königs, als König Georg und Königin Elisabeth im Jahre 1939 Kanada besuchten. Seine Freunde nannten ihn «den glücklichen Bäcker».

Aber Morrison war nicht immer glücklich. Sein Leben wurde vergiftet durch den Haß gegen jedermann, der sich ihm in den Weg stellte, besonders gegen die Konkurrenten und die Gewerkschaften. Einmal brach er in Saskatchewan einen Streik. Infolge seiner Methode der starken Hand verlor er sein Geschäft. Als er später in Ottawa feststellte, daß zwei seiner Arbeiter seine Fabrik einer Bäckereigewerkschaft anschließen wollten, warf er sie hinaus.

Der kanadische zentrale Gewerkschaftsverband griff den Fall auf. Sein Präsident Mosher protestierte beim Arbeitsminister. Morrison entschloß sich zu einer Lüge und sagte, daß die Männer wegen schlechter Ar-

beitsleistung entlassen worden seien und daß ihre Gewerkschaftstätigkeit nichts damit zu tun hätte.

Doch damals begann Morrison einzusehen, daß er im weltanschaulichen Kampf auf der falschen Seite stand. Er erkannte, daß er zuerst den Materialismus in sich selbst schlagen müsse, bevor er helfen könne, eine gesunde Wirtschaft aufzubauen. Er fragte Gott, was er tun könnte – und als Ergebnis stellte er nicht nur die beiden Männer wieder ein und zahlte ihnen rückwirkend einen Monatslohn, sondern schrieb auch an Mosher und den Arbeitsminister und erzählte ihnen den wirklichen Sachverhalt. Postwendend erhielt er von dem kanadischen Gewerkschaftsverband folgenden Brief: «Ich darf Ihnen sagen, daß ich während meiner dreißigjährigen Tätigkeit in der Arbeiterbewegung niemals einen Unternehmer kennengelernt habe, der so etwas Schönes getan hätte wie Sie. Wenn der Geist, den Sie bei der Regelung dieser Angelegenheit gezeigt haben, allgemein in der Wirtschaft angewandt werden könnte, so würde diese Welt erheblich anders aussehen.»

Heute kämpft der «glückliche Bäcker» mit vielen Arbeiterführern zusammen, um der ganzen kanadischen Industrie diesen Geist zu bringen.

Morrison hat unterdessen auch Gelegenheit gehabt, aus seinem Gewerbe ein Beispiel für die Nation zu machen. Im September 1939 schloß er die Bäckereien des Dominions in einem nationalen Rat zusammen mit

dem Ziel, den Brotpreis auf der Vorkriegshöhe zu halten. Der Rat zeigte einen so universalen Willen zur Zusammenarbeit und zum Sparen, daß die kanadische Regierung die Mehlsteuer herabsetzte, um ihn bei seiner Arbeit zu unterstützen. Sie ernannte auch Morrison zum Bevollmächtigten für Brot- und Backwaren im Dominion. Die allgemeinen Lebenshaltungskosten in Kanada sind seit Kriegsausbruch bisher um 18% gestiegen. Der Preis der Zutaten des Brotes ist um 26% gestiegen und die Lohnkosten um 20%. Aber der Brotpreis ist überhaupt nicht gestiegen.

In Großbritannien bieten zwei junge Gewerkschaftler ein erstklassiges Beispiel für staatsmännisches Denken und Handeln in der Wirtschaft, zu dem der gewöhnliche Mensch kommen kann, wenn er die Kampflinie klar sieht.

In ihrem Industriegebiet hatte die Erbitterung zwischen dem Gewerkschaftsführer und dem Unternehmer eines Großkonzerns zu Schwierigkeiten und einem Leerlauf geführt. In einem kritischen Augenblick des zweiten Weltkrieges rief der Gewerkschaftsführer einen Streik aus, der 5000 Familien betroffen hätte. Die Arbeit stoppte.

Die beiden jungen Gewerkschaftler sprachen die Dinge durch. Dann besuchten sie den Gewerkschaftsführer und forderten ihn auf, mit ihnen zusammen zum Unternehmer zu gehen. Er sagte: «Ich denke nicht dran, ich bin doch kein Speichellecker.»

Die beiden jungen Leute gingen hierauf in das Haus des Unternehmers. Sie forderten ihn auf, an den Arbeiterführer zu schreiben und ihn zu sich nach Hause einzuladen. Der Unternehmer weigerte sich. Darauf sagten die beiden etwa Folgendes: «Sehen Sie, diese negativen Gefühle verursachen 'endloses [Leid. Das muß aufhören. Warum tun Sie nicht den ersten Schritt?»

Nach zweistündiger Unterhaltung packte der Unternehmer seinen Stolz ein und schrieb den Brief. Der Arbeiterführer war über seinen freundschaftlichen Ton so überrascht, daß auch er seinen Stolz einpackte und mit ihnen ging. Nach einer mehrstündigen Besprechung waren alle persönlichen Schwierigkeiten bereinigt. Eine vorläufige Regelung, der die Arbeiter am nächsten Morgen einstimmig beipflichteten, wurde entworfen. Die Leute kehrten zu ihrer Arbeit zurück.

Der Unternehmer erklärte sich damit einverstanden, den Gewerkschaftsführer jeden Monat einmal persönlich zu sehen und zu versuchen, mit ihm zusammen im Geist der Aufrichtigkeit die richtige Lösung auf alle Probleme zu finden, die sich in dem ihm unterstehenden Betrieb ergaben. Von da ab begann ein neuer Geist zu wachsen. Streitigkeiten, die sich Jahre hindurch hingezogen hatten, kamen zu einer Lösung. So wurden durch dieses staatsmännische Vorgehen zweier einfacher Gewerkschaftler dieser Industrie alle Familien geschützt, die mit diesem großen Konzern verbunden waren.

Diese beiden jungen Menschen sind dabei, den weltanschaulichen Kampf in der ganzen Wirtschaft zu führen. Sie arbeiten dafür, Mannschaftsarbeit entsprechend dem höchsten Interesse der Nation aufzubauen im Geiste von Keir Hardies und den Vorkämpfern der Arbeiterbewegung.

I7

VON DER FEDER ZUM PFLUG

Die Wirtschaft liegt mir in Blut und Knochen. Ihr gehört mein Herz. Pflug und Feder, die alte und die neue Kunst menschlichen Fleißes – mit beiden ist mein Leben verbunden.

Einige Menschen haben aus ihren Schwertern Pflugscharen und aus ihren Speeren Heckensicheln gemacht. Ich habe meinerseits meine Schreibmaschine mit dem Traktor vertauscht. Und dies geschah folgendermaßen.

Die Straße der schwarzen Kunst ist für junge Menschen entweder eine Kornkammer oder ein Friedhof. Sie ernten dort oder werden zu Boden gemäht. Glücklicherweise waren meine Garben golden. Mit gierigen, tintenbefleckten Fingern heimste ich das Korn ein.

Dann gab es eine Krise in meinem Geschäft.

Ich beschloß, ein Buch zu schreiben, welches die Wahrheit über die Oxfordgruppe verbreitete. Ich bat den *Daily Express* um Genehmigung, dieses Buch zu veröffentlichen. Ich erhielt eine Antwort, zu der der *Daily Express* dem Buchstaben nach berechtigt war – daß ich nämlich ein Buch über jedes beliebige Thema schreiben könne, nicht aber über die Oxfordgruppe. Wenn ich darüber schreiben wollte, so müßte ich den *Daily Express* verlassen.

Dies war eine große Entscheidung für mich. Aber in mir sagte mir etwas, daß die Bekanntgabe der Wahrheit über eine große Weltbewegung wichtiger sei, als das Schicksal eines Journalisten, selbst wenn der Journalist für mich so wichtig war, wie ich es bin. So nahm ich mit Bedauern meinen Hut vom Nagel und sagte der Fleet Street adieu.

Ich schrieb mein Buch und veröffentlichte es. Sein Titel ist «Die Unschuldigen». Die Verkaufszahlen erreichten sehr bald sechsstelligen Ziffern. Vier Jahre nach seiner Veröffentlichung wird es in Großbritannien und anderen Teilen der Welt immer noch beständig weiter verkauft.

Und ich hoffe, daß der Verkauf weitergehen wird.

Ich habe kein schlechtes Gewissen, das Buch zu empfehlen, denn ich verdiene nichts daran.

Inzwischen sah ich mich nach einer Stelle um. Ich stieg in einen Eisenbahnwagen und reiste nach Suffolk, denn ich wollte Bauer werden. Doë und ich waren Eigentümer einer heruntergekommenen alten Farm. Wir hatten sie seinerzeit in einem Anflug von Enthusiasmus gekauft und später oft gedacht, daß wir etwas Verrücktes getan hätten.

Wir hatten die romantische Vorstellung, daß der Strom des Geldes, der in Großbritannien so lange vom Land in die Städte geflossen war, nun wieder auf das Land zurückgeleitet werden müsse.

Damals verdienten wir viel Geld. Wir empfanden eine tief verwurzelte und aufrichtige Liebe für das Land, auf dem wahrscheinlich vor uns schon Generationen von Bauern gesessen hatten. Wir machten uns auch eine idealisierte Vorstellung von uns selbst, wenn wir 50 Jahre alt sein würden und zurückgezogen und glücklich um unsere Felder gingen, während der Wind das Getreide in sanften Wellen bewegte, sommerliche Düfte und Geräusche sich leise erhoben und unsere Leute den Klee wie wohlriechenden Tabak auf die Wagen luden. So kauften wir unsere Farm.

Vieles war in verwahrlostem Zustand. Die Hecken überwucherten das Gelände und waren infolge der jahrelangen Vernachlässigung hoch hinausgeschossen. Die Felder waren ausgehungert und erstarben in einigen Fällen fast. Das Land war hügelig und schlecht, die Gräben voller Schlamm und zum großen Teil verstopft.

Aber über dem Platz lag eine Atmosphäre vergangenen Ruhmes, eines Ruhmes, der von so vielen britischen Höfen und Besitztümern in einem Zeitalter des Neureichtums verschwunden war, welcher die Landwirtschaft verachtete und vernachlässigte, ein Ruhm, der wieder hergestellt werden konnte.

Das Haus hatte den Schatten alten Adels um sich, obgleich viele der Räume mehrere Schichten greller Tapete trugen, welche die darunter liegende eichene Wandbekleidung bedeckte. Der Dachfirst der Scheune

ragte hoch wie eine Kathedrale in die Dunkelheit, voller Erinnerung an die vor langem aufgespeicherten reichen Ernten, und voller Hoffnung auf große, ergiebige Kornhaufen in den kommenden Jahren. Die Felder, die nach dem Huf des Rindviehs und dem Schweiß des Menschen verlangten, lagen in Regen und Sonnenschein ausgebreitet da, in der Erwartung reicher und fruchtbarer Tage.

Ein befreundeter Bauer sagte uns, daß man fünf Jahre brauchen würde, bis sich der Hof bezahlt mache. Aber damals rollte mein Verdienst vom *Daily Express* herein. Doë und ich sahen keinen Grund, warum er je aufhören sollte. Tatsächlich kam uns so ein Gedanke nie. So kauften wir den Hof und rechneten damit, mehrere Jahre hindurch 1000 Pfund für ihn auszugeben.

Jetzt waren plötzlich unsere ganzen Verhältnisse verändert. Meine Stellung und mein Lohn waren über Nacht verschwunden. Ich wußte von der Theorie des Landbaues nur wenig, von der Praxis fast gar nichts.

Es besteht ein großer Unterschied zwischen einem Mann in einer gutbezahlten Stelle in Fleet Street, der einen Bauernhof zu eigen hat und viel Geld darauf verwenden kann und einem Ex-Journalisten mit einem alten Bauernhof, der das Geld schnell schluckt und die einzige Quelle des Lebensunterhaltes für ihn, seine Frau und seine Kinder ist.

Als ich nach Osten in Richtung Suffolk in der Ecke meines Drittklaßabteils fuhr, hatte ich ein Gefühl der

Angst. Ich sah mich dem zeitlosen und endlosen Problem des Menschen gegenüber, wie dem hartnäckigen Schoß der Erde den Lebensunterhalt abzurufen. Würde das Land mein Herr oder mein Diener sein? Würde ich den alten Hof brechen oder würde ich an ihm zerbrechen? Ich wußte, eines von beidem würde geschehen.

Aber gepaart mit diesen Sorgen und Ängsten war ein Gefühl der Freude und Entschlossenheit. Jetzt galt es, Hammer oder Amboß zu sein, mit dem Rücken an der Wand zu stehen. Es ging jetzt ums Ganze, alle Brücken waren abgebrochen.

Ich fühlte mich wie ein Pionier. Denn ich wußte, daß nach Kriegsende, wenn unendliche Schwierigkeiten unsere Volkswirtschaft zwangsläufig erschüttern würden, Tausende von Stadtbewohnern und ehemaligen Soldaten sich dazu entschließen würden, sich wieder dem Boden zuzuwenden.

Wenn ich mit meiner weichen städtischen Art, ungewohnt der jahrhundertealten Vorgänge der Natur, mit Stadtherz und Stadthänden hilflos dem rauhen Charakter des Landes gegenüberstand und dennoch damit fertig wurde, so würden viele dieser Spur mit neuem Vertrauen und neuer Hoffnung folgen.

An unserem ersten Abend auf unserem alten Hofe sprachen Doë und ich diese Dinge zusammen durch. Wir beschlossen, für das Land, und nicht für uns selbst zu arbeiten. Das heißt, das Land nicht als eine Art Geld-

kassette zu betrachten und den letzten Pfennig für uns selbst herauszuholen, sondern es als ein nationales Gut haben zu betrachten, das die nationalen Bedürfnisse befriedigen sollte, dessen Treuhänder wir waren und dem wir dienten, und daß wir es so verbessern wollten, daß wir es der Zukunft besser weitergeben könnten, als wir es von der Vergangenheit erhalten hatten. Wir nahmen uns den alten Bauernspruch zu Herzen: «Lebe, als wenn Du heute Nacht sterben müßtest. Arbeite, als wenn Du ewig leben würdest.»

Wir beschlossen, daß wir bei jeder Entscheidung auf unserem Hofe, wie bei jeder andern Entscheidung in unserem Leben, unser Äußerstes tun wollten, um Gottes Willen zu erkennen und ihn durchzuführen.

So saßen Doë und ich noch spät in der alten Küche zusammen, welche den Stürmen von vierhundert Wintern standgehalten hatte. Sie hatte die dünnen Schreie der Neugeborenen vernommen, die eine neue Generation ankündigten und hatte sie später sterben gesehen. Sie hatte in der Vergangenheit Freud und Leid, Tränen und Träume und die Stimmen zahlloser unbekannter Bauern – unserer Vorgänger auf diesem Hof – beherbergt, und sie wird den Hoffnungen und Ängsten noch vieler in den kommenden Jahrhunderten eine Zufluchtstätte bieten, nachdem wir selbst längst vergessen sein werden.

Wir knieten nieder und beteten zusammen an unserem ersten Abend im alten Bauernhof. Dies war eine

Sitte, die wir im Leben und Treiben der Fleet Street verloren hatten, die aber in der ruhigen Mitternacht unseres bäuerlichen Schlafzimmers am Beginn unseres neuen Abenteuers ganz natürlich und notwendig erschien.

Die Stadtmenschen haben so viele romantische Bilder vom Leben auf dem Lande, weiße Gänse mit einem nacktarmigen, braunhäutigen Mädchen, das sie aus einer Schüssel füttert, lange, müßige Tage zwischen den Kornhaufen, im Winter große Holzfeuer mit Kastanien im Kamin, und dies nach einem langen Tag, an dem man mit einem Gewehr über Stock und Stein gegangen ist.

Aber die Stadtleute vergessen die Kehrseite der Medaille: kalte, feuchte, endlose Morgen, wo man sich beim Ankurbeln des Traktors im fahlen Morgenlicht das Innerste zu äußerst kehrt und dann stumpfsinnig stundenlang in Oelgasen und feuchter Morgenluft gebadet sitzt, die von der Nordsee hereingetragen wird.

Tage, an denen der Staub von der Dreschmaschine die Augen entzündet, bis sie so rot sind wie die eines Frettchens, während die scharfen Gerstengrannen sich durch die Kleidung durcharbeiten und die Haut kratzen. Tage voller Schmutz und Müdigkeit, Schweiß, Kälte und Dampf – viele Tage mühevoller Arbeit und Enttäuschung, bevor das immer wiederkehrende jährliche Wunder der Ernte kommt.

Der Kampf des Menschen mit dem Boden kennt kein Ende. Sobald der Mensch aufhört mit ihm zu ringen und ihn zu meistern, beginnt das Land seinen stillen, aber schnellen Rückzug zum Urwald. Es ist zugleich ein geistiger und physischer Kampf, denn die Erde ist ein Lebewesen. Sie kämpft mit dem Menschen. Ihr Widerstand fordert die Elastizität und Standfestigkeit des menschlichen Geistes heraus. Die alten Bauern in Ostanglien wußten, was ihr Sprichwort, «wer ein Feld bezwingt ist ein Mann», zu bedeuten hatte.

So viele Erinnerungen an jene ersten Tage unseres Abenteuers auf dem Lande tauchen in mir auf – und die meisten sind mit Doë verbunden.

Sie hatte ihr ganzes Leben hindurch in einer Stadt gelebt. Ihre Kleider und Hüte kamen oft aus Paris, der europäischen Hauptstadt, die sie am besten kannte. Ihr Haar war gewellt und gepflegt, ihre Nägel ein köstlicher, blaßroter Schatten.

Sie fürchtete sich vor dem Leben auf dem Lande, denn sie hatte Angst, es würde sie zu einer Gemüsefrau machen. Dies machte ihre klare Überzeugung über die Richtigkeit unserer Entscheidung bezüglich des *Daily Express* nur noch zwingender.

Das Leben auf dem Lande zog den leuchtenden, unüberwindlichen Stahl von Doës Geist aus der Scheide, in welche das Leben in Fleet Street ihn gepackt hatte.

Ich sehe sie noch jetzt, wie sie, während der Schweiß von ihrer Stirn auf die brütende Sommererde herab-

tropfte, hackte und immer weiter hackte, bis es für sie Zeit wurde, das Abendessen vorzubereiten.

Ich sehe sie noch in einem alten Regenmantel, mit einem Sack um Kopf und Schultern, ihren Körper wie einen Bogen gegen den horizontalen, peitschenden Dezemberregen gebeugt, wie sie aus durchnässten Hühnerkörben die Hühner rettete und triumphierend eine Handvoll Eier für unser Wintermahl nach Hause brachte.

Ich sehe sie noch, wie sie sich aufrichtend mit der einen Hand den schmerzenden Rücken reibt und mit der andern das Haar aus den Augen wischt. Sie hatte Hecken neu angelegt und Schwarzdorn, Ulmen und Holzapfelbäume geschnitten, die seit 25 Jahren nicht gepflegt worden waren. Vor ihr verbrennen in einem großen Feuer auf dem steinharten, gefrorenen Winterboden die Äste der Hecke. Die Asche des Feuers hat ihr Gesicht geschwärzt, und nur hier und da zieht der Schweiß weiße Linien von ihrer Stirn zu ihrem Kinn, und ihre Augen scheinen voller Freude heraus.

Aber ich erinnere mich auch der Abende, wenn nach getaner Tagesarbeit neue Schwierigkeiten auftauchten und Pläne gemacht werden mußten; wenn es manchmal schwer schien zu wissen, ob wir weitermachen und durchhalten sollten; wenn die Versuchung auftauchte, den Hof mit Gewinn zu verkaufen, wozu sich Gelegenheit bot, und ihn so los zu werden.

Doë schwankte nie. Sie stand von Anfang an standfest, kühl und gerade. Die Furchtlosigkeit des Herzens

und ihr Gottvertrauen machten es andern schwer, ihre Ängste zu verheimlichen oder zu behalten.

Heute sind Doës Hände aufgesprungen, rauh und fleckig. Aber sie erscheinen mir heute lieblicher als an den Tagen teurer und duftender Maniküren im Londoner Westend – lieblicher in dem Sinne, daß man sie sehr lieb haben muß. Denn es sind die Hände eines reifen Geistes, der durch graue Tage hindurch aufrecht geblieben ist. Sie hat den Kampf mit dem Schicksal gekämpft und gewonnen.

Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat schmiedeten wir Pläne, arbeiteten, vergossen unseren Schweiß. Wir machten viele Fehler, aber keiner war umsonst. Wir lernten aus jedem. Wir hackten die Hecken und gruben die Gräben aus. Wir bearbeiteten die widerwillige Erde mit dem Dampfpflug und Tiefenkultivator.

Geduldig trotteten wir hinter den Pferden her, deren massive Beine auf dem Boden wie Rramböcke stampften, während ihre Brust die frostige Luft vor ihnen durchschnitt.

Wir kauften Rindvieh und gingen spät am Abend mit Laternen um die dunklen Ställe, spürten den warmen Atem der Tiere über uns und hörten das jahrhundertalte Geräusch, wenn sie knietief ins Stroh einsanken.

Wir hackten, gruben und ernteten. Als die großen Rüben im Herbst mit Donnergepolter auf den Boden

der Wagen fielen, spürten wir, wie die widerwillige Erde langsam und widerstrebend sich vor unseren Anstrengungen zu beugen begann.

Suffolk hat eine Atmosphäre ewiger Werte um sich herum. Es gehört zu dem großen Invasionsgürtel der britischen Geschichte. Dänen, Römer, Normannen, Holländer, sie alle und viele andere sind über Ostanglien eingedrungen und haben Spuren ihrer Sitten und Sprache hinterlassen.

Wenn der Pflug dort die Erde bricht, so kann es sein, daß er alte Schußwaffen, Münzen, Tongeschirre, Schädel und Knochen herausbringt. Bisweilen wird ein ganzes Wikingerschiff ausgegraben. Es wurde vor Jahrhunderten an Land gezogen und mit Ehren feierlich begraben, nachdem seine Zeit der Raubzüge und Abenteuer zu Ende war. Unser Dorf war zur Regierungszeit Edwards III. ein Zentrum des Wollhandels; und unser Haus und unsere Scheune sind aus dem Holz eines Schiffes gebaut, welches in den Tagen John Cabots und Heinrichs VII. zur See fuhr. Vielleicht war es eines der kleinen Schiffe, welche unter dem Befehl Drakes die Armada zurückwarfen. In unserer Dorfstraße marschierte Cromwell mit seinen «Ironsides», den gepanzerten, ostanglischen Bauern mit ihren runden Hüten, welche diese Felder bebauten – und aus diesen Grafschaften kamen die Pilgerväter zusammen, um in der Mayflower nach einer neuen Welt zu fahren.

In Suffolk spricht man einen reizenden und melodiösen Dialekt, den Doë und ich jedoch zu Beginn unseres Aufenthaltes etwas schwer verständlich fanden.

Man hatte Doë und mir gesagt, wir würden von den Leuten in Suffolk als Fremde behandelt werden. Statt dessen wurden wir warm begrüßt.

Denn als die Bauern und Dorfbewohner in Suffolk feststellten, daß Doë und ich uns unserer Unzulänglichkeit als Landwirte bewußt und begierig waren, etwas zu lernen, schlossen sie uns in ihre Herzen ein und öffneten uns ihre Heime. Sie gaben uns von ihrem Reichtum an Erfahrung, Instinkt und Weisheit, welcher nur aus der ununterbrochenen Generationenfolge mit dem Boden entsteht.

Die Leute auf unserem Hofe schenkten uns eine Freundschaft und Treue, die uns das Herz warm machte. Unsere Nachbarn standen uns mit Rat und Tat zur Seite, wenn wir sie brauchten.

Als in den ersten schwierigen Jahren unsere Scheune keine Nahrungsmittelvorräte hatte, sandten sie uns säckeweise Vorräte. Als wir Ackergeräte brauchten, liehen sie uns diese und oft dazu auch die Leute zu ihrer Bedienung. Ohne zu murren und mit freudiger Bereitschaft halfen sie uns bei unserem Angriff auf den Boden weiter.

Als Ausgleich konnten wir ihnen den neuen Geist in unserem Heim und Leben und eine neue Auffassung für die britische Landwirtschaft geben, daß es nämlich

zur Berufung der Landbevölkerung Großbritanniens gehört, das Herz der Nation mit neuem Glauben und Feuer zu füllen, genau so, wie sie die Speisekammern mit Nahrungsmitteln füllt.

Die Regierung richtete an die Bauern einen Aufruf, weibliche Arbeitskräfte zu beschäftigen. So nahmen wir acht Landdienstmädchen zu uns und bildeten sie aus. Sie leben mit uns zusammen auf dem Hofe. Eine war Zuschneiderin in einem Londoner Geschäft gewesen, eine andere Köchin, eine weitere hatte als Sekretärin in einem Büro gearbeitet, und eine war auf der Bühne aufgetreten.

So viele Menschen verschiedenen Alters und Geschmacks, verschiedener Vergangenheit und Temperamente boten uns allen eine erstklassige Gelegenheit, das Zusammenleben zu lernen und zu lieben – das Geheimnis, welches die Menschen und Völker vergessen haben.

Tiefgehende Einheit, Verständnis und Achtung wuchsen ständig unter uns, nicht durch bloßen Zufall, sondern durch die eigene Wandlung, als wir uns gemeinsam einsetzten, daß der Geist eines neuen Großbritanniens, für den wir kämpften, zuerst in unserem eigenen Haus geboren werde.

Wir arbeiteten zusammen ein Fünf-Punkte-Programm für unseren Hof aus, um den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden. Hier ist es:

1. *Was kann ich für mein England tun?* und nicht: Was kann mein Land England für mich tun?

2. *Pflege den Charakter und nicht nur den Boden.* Wir versuchten, aus uns gegenseitig bessere Menschen zu machen, während wir zusammen für einen besseren Hof arbeiteten. Wir fanden, daß das Geheimnis der Mannschaftsarbeit und des Glückes und die Antwort auf die Bitterkeit im Wirtschaftsleben darin liegt, den Arbeitskameraden zu voller Entwicklung und Größe zu bringen.

Das Land verlangt dauerhafte Qualitäten. Es kann niemanden gebrauchen, der sich vor schwierigen Situationen und vor schwierigen Menschen herumdrückt. Es verlangt die Ausdauer und den Glauben, die wir brauchen, wenn wir unser Erbe bewahren und fortführen wollen.

3. *Die Demokratie funktioniert, wenn Gott der Leiter ist.* Wir beschlossen, daß jede große Entscheidung, sei es hinsichtlich des Hofes oder des Haushaltes, einmütig im Herzen der Familie auf der Grundlage dessen, «was recht ist», und nicht «wer recht hat», getroffen werden sollte. Sehr oft hatte eines der Landdienstmädchen den entscheidenden Gedanken, der Zeit und Geld sparte oder die Familie bei der Charakterformung einen Schritt weiter führte.

4. *Wenn Gott führt, sorgt er auch für uns.* Wir haben die jahrhundertealte Wahrheit erprobt und erfahren, daß diejenigen, welche Gott um Weisung bitten,

stets die materiellen Mittel, Menschen, Zeit und Geld bekommen, die sie brauchen, um ihr zu gehorchen.

5. *Wenn du mit ganzem Herzen bei der Arbeit bist, so stellst du fest, daß die Arbeit dein Herz bereichert.* Es gibt viele harte und unangenehme Arbeit auf dem Lande. Wir haben festgestellt, daß das Glück bei der Arbeit nicht davon abhängt, was wir tun, wieviel wir herausholen oder wo wir arbeiten. Wir sind bei jeder Arbeit glücklich, wenn wir unser Bestes geben und wenn wir dies nicht tun, sind wir unzufrieden.

Heute führen unsere Arbeiter und ihre Familien, ebenso wie die Bauern und Arbeiter der umliegenden Höfe mit uns dieses Programm durch.

Es gibt eine alte Geschichte von einem Einsiedler, der das Geheimnis des Glücks entdeckte – und obgleich er im entlegensten Walde des entferntesten Landes in Asien lebte, bahnte sich die Welt eine Straße zu seiner Tür. Als Doë und ich unsere Farm in Suffolk kauften, wählten wir den Hof unter anderem auch deshalb, weil er so abgelegen war. Wir wollten fern von Menschen sein. In den letzten drei Jahren haben uns über tausend Menschen aus jedem Teil Großbritanniens auf unserem Hofe besucht. Allein während der letzten zwölf Monate erscheinen über 400 Namen in unserem Gästebuch – und darunter befinden sich nicht die Scharen, die gerade nur zu einer Mahlzeit oder für einen Tag vorbeikamen.

Es haben den ganzen Sommer über Menschen in Zel-

ten und in der Scheune geschlafen. Ein Mann schrieb mir: «Ihr Heim, das als Zuflucht auf dem Lande gedacht war, ist ein nationaler Vorposten geworden.»

Parlamentsmitglieder, Angehörige der Armee, Berg- und Dockarbeiter, Industrielle, Gewerkschaftler, Eltern und Kinder, Amerikaner, Australier, Kanadier, Redaktoren, hoch und niedrig, reich und arm, alles kommt durch unsere Türe und viele nehmen etwas Neues mit, wenn sie wieder gehen.

Jedes Jahr halten wir ein Erntefest. Die Erntefeste sind Jahrhunderte alt. Es sind Feste, welche die Bauern in früheren Zeiten jedes Jahr mit ihren Arbeitern und deren Familien in ihren Scheunen feierten. Alle brachen das Brot und dankten Gott gemeinsam für die Ernte.

Von Ostanglien aus sammelten sich die Pilgerväter zur Reise. 1620 siedelten sie sich im Westen an. 1621 war ihre erste Ernte sicher eingebracht, und in Erinnerung an die Scheunen und Dörfer Ostangliens, die sie nun für immer hinter sich gelassen hatten, hielten sie ein Erntedankfest.

So entstand der «Thanksgiving-day», und während in Amerika dieses Fest der Familie und der Erde weiter gepflegt und bereichert wurde, haben wir es in England aussterben lassen.

Wir hielten unser Erntefest in der Scheune. Ihre Eichenbalken und Dachsperrn haben jenen dunkeln Silberglanz, der in Gold übergeht, wenn die Schatten

länger werden. In den Nischen liegen Tonnen von Bohnen und Hafer, die in großen Haufen auf dem Flur gestapelt sind, Viehfutter für die kommenden Monate.

Die Wände sind mit roten Beeren, Laub, großen Garben, goldenem Mangold und langen spitzen Zuckerrüben dekoriert, die sich weiß gegen die Eiche abheben und mit ihrem lebhaft grünen Laub wie geteilte Locken darüber liegen.

An langen Tischen sitzen unsere Gäste, in diesem Jahre 160 an der Zahl, amerikanische Soldaten, Staatsbeamte, Zeitungsleute, Gewerkschaftler, Menschen jeder Art aus vielen Teilen Großbritanniens und unsere bäuerlichen Freunde, Landarbeiter, Landdienstmädchen, der Dachdecker, der Schmied und die Erntehilfskräfte.

Die Atmosphäre der Ernte scheint jedermann Appetit zu machen. Schinken (von auf unserem Hof großgezogenen, gemästeten Schweinen), Kartoffelbrei, Salat, Apfelauflauf und Apfelrollen gehen schnell die Kehle hinunter. Eisfrüchte, Sahnenkäse und scharlachrote Äpfel finden ebenfalls ihre Abnehmer.

Dann gibt es Lieder, Gedichte und Ansprachen. Fast jedes Jahr trägt der Schmied des Ortes etwas vor, und der Pferdeknecht spielt ein Posaunensolo.

Bei unserem letzten Erntefest sagte unser örtliches Parlamentsmitglied: «Wenn der Geist der Mannschaftsarbeit dieses Hofes sich über das ganze Land verbreitet – und dies ist der Fall – so kann er jedes

Problem der mühseligen Tage lösen, die vor uns liegen. Dies kann geschehen, sollte geschehen und muß geschehen. Ich verspreche Ihnen heute, dafür zu arbeiten, daß es in diesem Wahlbezirk und im Parlament in Westminster geschehen wird.»

Aber die Anerkennung, die unseren Landarbeitern und uns selbst vielleicht am meisten Freude machte, kam von einem 86jährigen Greis, der auf dem einzigen Stück ebener Straße unserer Nachbarschaft langsam auf und ab spaziert, weil es ihn zu sehr ermüdet, bergauf zu gehen. Vor 78 Jahren begann er auf dem «Hügelhofe» als Junge zu arbeiten. Damals war der berühmte Sam Hustler dort Bauer, der weit und breit für seine Erfolge bei der Bezwingung des Bodens bekannt war.

Dieser alte Mann sagte zu einem meiner Arbeiter: «Als Herr Howard auf den Hof kam, dachte niemand, daß er hier etwas Gutes tun könne. Es war ein armseliger alter Hof und schwer zu bewirtschaften. Es war ein schwerer Anfang. Aber ich beobachtete ihn, ja, das tat ich. Und bald sagte ich: ‚Da droben sitzt ein zweiter Sammy Hustler.‘ Sie lachten mich alle aus, aber es stimmte doch. Seht euch heute eure Ernten an.»

Und in der Tat hat der alte Hof auf unser gemeinsames Arbeiten großzügig geantwortet. Während der letzten drei Ernten stieg die Zahl unserer Schober von neun auf dreiundzwanzig. In der Zwischenzeit haben wir noch einen Aufzug gekauft, der größere Schober ermöglicht.

Im letzten Jahr produzierten wir die jährliche Zuckerration für 3600 Menschen – davon das meiste aus Land, welches man als nutzlos abgeschrieben hatte. Man sagte uns: «Sät dort nichts hin, ihr bekommt nicht einmal eure Saat wieder zurück.» Wir hatten keine Hühner und keine Kühe, als wir anfangen. Im vergangenen Jahr gab es 14 000 Eier. Wir haben eine wachsende Herde von Milchvieh. Im vergangenen Jahr erzeugten wir 13 000 Gallonen Milch für das Volk.

Als wir zuerst auf den Hof kamen, schrieben Doë und ich und unser Landarbeiter ein Gedicht, in dem wir unsere Schau dessen wiedergaben, was wir für den Hof sahen. Ein Teil des Gedichtes lautete wie folgt:

Wir Wächter der Erde, wir stehen bereit.
Wir widmen die Arbeit, Gebete und Zeit
Nicht schnellem Verdienste an Gut oder Geld,
Als Haushalter stellte uns Gott in die Welt.

Wir lassen uns zeigen den göttlichen Plan,
Er spornt uns zu wirklicher Hingabe an:
Vollendung im Kleinen, im Haus, auf dem Feld,
Das ist unsere Botschaft fürs Volk und die Welt.

Unsere Schau ist jetzt im Begriff, Wirklichkeit zu werden, aber dies geschieht nicht durch irgend etwas, das wir aus uns selbst getan hätten. Denn wir waren tatsächlich Leute, die mit geringen landwirtschaftlichen Kenntnissen anfangen und keine Vorstellung davon hatten, wie man auf die Nöte des Zeitalters eine

Antwort erarbeiten könne. Aber es ist eine Tatsache, die täglich von neuem durch die Erfahrung erhärtet wird, daß Gott alle diejenigen führt, die auf ihn horten, und daß er handelt, wenn sie gehorchen.

Dies ist die Grundlage unseres Lebens auf dem Hofe und die Jahre haben bewiesen, daß sie jeder Probe standhält.

I 8

BERUFUNG ZUM DIENST

Ein Viertel der Bevölkerung der Erde, ein Viertel der Landoberfläche der Erde; das ist das britische Weltreich. Was sollen wir daraus machen?

Churchill kündigte an: «Ich wurde nicht Premierminister Seiner Majestät, um bei der Auflösung des britischen Weltreiches zu präsidieren.»

Aber das Entstehen und Vergehen von Weltreichen wird von Kräften bestimmt, die kosmischer als die Worte oder selbst die Entscheidungen der Männer sind, welche die höchsten menschlichen Stellungen zu der einen oder andern Zeit einnehmen.

Die unwägbar und unmeßbar geistige Kraft, welche dieses Universum umgibt und beherrscht, streckt ihre Hand aus dem Unsichtbaren aus, um menschliche Weltreiche emporzuheben und sie dann wieder zu Boden zu werfen, je nachdem, ob sie ihrem Auftrag getreu oder ungetreu waren.

Ich bekam durch Inder aus erster Hand einen Eindruck von der britischen Völkerfamilie. Sie kamen im ersten Weltkrieg nach Brighton, um sich von ihren Wunden zu erholen. Sie erhielten als Lazarett den Pavillon, welchen Georg IV. gebaut hatte. Er hatte ihn

zum Kartenspielen, zum Trinken und für Frauen gebaut. Mit Hilfe der Damen Fitz-Herbert, Lady Hertford, Sheridan und Fox machte er aus einem Fischerdorf ein Modebad.

Mehr als hundert Jahre später erfüllte den Pavillon an Stelle des Duftes von Puder und Portwein der Geruch von Desinfektionsmitteln und Krankheiten.

Die Inder hatten furchtbare Wunden. Einige hatten beide Beine verloren. Einigen waren beide Arme weggerissen worden. Sie wurden in Rollstühlen herumgeführt, die vor dem Kriege reiche Magenkranke zu ihren täglichen Ausfahrten benützt hatten. Diese Inder waren tapfere und gütige Menschen. Ihre gescheiterten Gesichter ertrugen geduldig die Schmerzen. Sie pflegten mich zuzulächeln, mit mir zu sprechen und mich zuzuwinken, wenn sie vorbeigerollt wurden.

Man erzählte sich in Brighton, daß einem oder zweien ihre Religion den Gebrauch betäubender und wundreinigender Mittel verbiete. So hätten sie ihre Operationen unerschrocken bei vollem Bewußtsein ertragen und später Meerbäder genommen, um ihre Stümpfe und Wunden zu heilen.

Ob dieses Gerücht nun richtig oder falsch war, weiß ich nicht, jedenfalls belebte es das Bild meiner Kindheit über Indien. Ich hielt die Inder für die Verkörperung menschlicher Ausdauer und Tapferkeit. Ich begann sie zu lieben.

Auch Kanada ist ein Teil des Empires, der mir im

Blute liegt. Meine Urgroßmutter, Sarah Howard, brach ihre Verbindung mit Europa ab. Sie überquerte zusammen mit ihren Kindern den Atlantik in einem kleinen hölzernen Segelschiff. Sie ließ sich in dem Küstengürtel in der Nähe von Halifax in Neuschottland nieder. Dort erzog sie ihre Kinder unter Schweiß und Opfern.

Sie hinterließ ihnen ihre schroffen und hartnäckigen Qualitäten. Zwei Mitglieder der Familie meiner Mutter wanderten nach Australien aus. Man hörte von ihnen Geschichten mit riesigen Schafherden, von ganzen Tagen, die man auf dem Rücken eines Pferdes verbrachte, von Lagerfeuern und Abkochen.

Einer meiner Vorfahren war zusammen mit Livingstone in Afrika. Meine Großmutter hinterließ mir einen alten Brief, den sie von ihm erhalten hatte, auf dessen Umschlag sich ein dunkler Fleck befand, den ich für Blut ansah. Ich malte mir die Dunkelheit und Hitze der plötzlich einbrechenden tropischen Nacht aus: feindliche Eingeborene, still und unerschrocken wie Dschungeltiere, die auf das Lager loskrochen, in dem Livingstone und seine Gefährten schliefen.

In den Zelten waren Livingstone und seine Freunde nicht mit Gewehren oder Handgranaten bewaffnet, sondern nur mit den Waffen der Anständigkeit und den Schwertern des Geistes, mit denen sie den dunkeln Kontinent erobern wollten.

Als ich aufwuchs, hatte ich eine lebendige und farbige Vorstellung vom britischen Weltreich. Es war

fast eine Familienangelegenheit und etwas, was kein anderes Volk in der Geschichte in gleicher Weise hatte aufbauen können.

Ich war auf das britische Weltreich stolz. Es bedeutete für mich etwas Persönliches. Ich war daran beteiligt. Ich wollte mich eines Tages aufmachen und es mir ansehen. Mich erregte die Vorstellung von Millionen unbekannter Männer und Frauen, die mich nie gesehen hatten und die ich nie sehen würde, und die doch durch den Geist einer gemeinsamen Treue verbunden waren, der stärker als Parteien, Verträge oder Abmachungen war.

Das britische Weltreich war für mich das Sinnbild von Abenteurgeist, Zähigkeit und Charakter. Ich sah das Commonwealth reich an Gold, Kupfer, Perlen, Eisen, Kohlen, Gummi und Vieh, reich in seiner Vielfalt an Sprachen, Farben und Rassen, als Weltmacht für das Gute gegen das Böse kämpfen.

Ich dachte, das britische Weltreich verkörpere die besten Züge des britischen Charakters – selbstlosen Mut, Gerechtigkeitsgefühl, Gleichbehandlung aller, Hilfe für die Schwachen und Freiheit für die Bedrückten.

Als ich ein Mann wurde, änderten sich meine Ansichten. Meine Vorstellungen vom Weltreich wurden nüchterner. Einige der klügsten Männer, die ich kannte, und die ich sehr bewunderte, lachten genau so laut über die veraltete Vorstellung, daß man auf das

Weltreich stolz sein könne, wie über die überlebte Auffassung, daß Treue in der Ehe das einzig Richtige sei.

Menschen, die diese Ansicht annehmen und verbreiten, Intellektuelle, die leichthin die große Tatsache des Weltreiches beiseite schieben, ohne sich auch nur darüber den Kopf zu zerbrechen, was seine wahre Berufung sein könne, sind lediglich die irreführenden Werkzeuge der destruktiven Kräfte des Materialismus. Aber das erkannte ich damals noch nicht. Ich erkannte den weltanschaulichen Kampf nicht und sah auch nicht, was für ein entscheidender Faktor in diesem Kampfe ein Weltreich sein kann, das unter Gottes Führung sich dem Dienst an der Menschheit weiht.

Ich traf Imperialisten eigener Prägung. Ein gewisser Typ unter ihnen war großspurig, selbstzufrieden und haltlos. Ihre Gesichter waren durch ein Übermaß an Alkohol aufgeschwemmt und ihre Lungen durch ein Übermaß von Nikotin verräuchert. Sie betrachteten sich als Baumeister des Empire, machten aber mehr den Eindruck von Leuten, die den Gewinn anderer einheimen.

Als ich groß wurde, sagten mir meine intellektuellen Freunde, daß das Empire eine reine Geldangelegenheit sei. Wir hätten es mit Gewalt an uns gerafft, und wir behielten es, um möglichst viel herauszuholen. Es sei etwas, dessen man sich in gewisser Hinsicht schämen sollte, aber auf keinen Fall etwas, für das man Interesse oder Begeisterung haben könnte.

Man sagte mir, daß Oberst Blimp (1) meine Auffassung des Empire repräsentiere. Gewiß war Oberst Blimp, so wie er von dem Karikaturisten verewigt wurde, eine lächerliche Figur. Er erschien fast täglich in der Presse, in ein Badetuch gehüllt. Er machte ein dummes Gesicht. Und auch die Dinge, die ihm in den Mund gelegt wurden, waren so verrückt wie möglich. Er war stolz auf das Empire, das er «Empah» aussprach, und dieser Stolz wurde an ihm als eines der lächerlichsten Dinge gezeigt.

Ich sah mir Blimp an, ich lachte über ihn und wollte nicht, daß man mich mit ihm vergleiche.

Als ich verschiedene Leute aus dem Empire traf, sah ich mich der Tatsache gegenüber, daß meine alte Vorstellung einer glücklichen Völkerfamilie erschüttert wurde. Viele dieser Leute empfanden nicht die gleiche Treue wie ich. Einige sahen voller Begierde dem Tag entgegen, an welchem ihr Land die Fesseln des Empire sprengen würde, wie sie sich ausdrückten. Sie kritisierten die Art und Weise, in der sie behandelt worden waren und bezeichneten sie als rauh.

So verlor ich das Interesse am Empire. Es langweilte mich schließlich genau so wie die Menschen, welche darüber diskutieren wollten.

Dann fing ich an, für Lord Beaverbrook zu arbeiten. Lange Zeit hindurch sprach er über nichts anderes als

(1) Volkstümliche Karikatur des alten englischen Offizierstypus, der aus den Kolonien zurückgekehrt ist.

über das Empire. Und er langweilte mich sicher nicht. Er war ebenso langweilig wie eine Waggonladung Schießbaumwolle in einer Pulverfabrik.

Ich glaube, daß Lord Beaverbrook einer der größten lebenden Imperialisten ist. Seine Feinde mögen sagen, daß dies Rückschlüsse auf die moderne Auffassung des Imperialismus zulasse. Nichtsdestoweniger ist Lord Beaverbrook ein Mensch mit Weitblick. Ob man ihn gerne hat oder nicht, ob man seine Politik liebt oder haßt, jedenfalls ist er eine der wenigen Figuren unseres öffentlichen Lebens, die sich nicht schämte, den Sinn der Menschen in jenen Jahren zwischen den Kriegen immer wieder auf das Empire zu richten.

Ich habe es erlebt, wie er von einem Sonnenbad in seinem privaten Garten in der Nähe von Leatherhead plötzlich aufsprang, im Gras hin- und herrannte und eine zwanzig Minuten lange Rede über das Thema der Kronkolonien hielt. Dann sank er zurück auf seinen Liegestuhl, starrte mich einen Augenblick an und sagte: «Um des Himmels willen, Peter, wann wirst du es lernen, nicht so zu mir zu reden, als wenn ich eine Volksversammlung wäre?» und schüttelte sich vor Lachen.

Ich habe ihn über das Empire reden hören, während er sich rasierte, während er im Stuhl des Zahnarztes saß, während er sich die Haare schneiden ließ und wenn er seinen Mund voller französischer Speisen hatte, die von seinem Elsässer Koch zubereitet worden

waren. Er spricht darüber in französischen Eisenbahnen und auf deutschen Dampfern, im Pyjama und Gesellschaftsanzug, während der Saison und nach der Saison.

Lord Beaverbrook erweckte in mir wie in Millionen anderen von neuem das Interesse am britischen Weltreich. Aber etwas fehlte. Trotz politischer Feldzüge zugunsten des Freihandels im Empire, von denen viele außerordentlich erfolgreich waren, wuchs das Problem Indien immer mehr. Das gleiche galt für die Probleme von Neufundland und Jamaika. Der Konflikt zwischen den Franzosen und Engländern in Kanada rückte immer näher. Die Buren und Briten in Südafrika starrten einander feindselig an.

Lord Beaverbrooks Politik sagte, daß Großbritanniens Interesse in einer engeren wirtschaftlichen Einheit innerhalb des Empires liege.

Wenn dies auch vielleicht wahr sein mag, so verkannte er doch die ewige Wahrheit, daß, wenn man den Menschen ein Interesse vor Augen hält, es sie unvermeidlich spaltet und den Widerstand derer hervorruft, die andere Interessen haben.

Wer für einen Grundsatz einsteht, sammelt die Weisen und Anständigen unter sein Banner.

Es war traurig und merkwürdig, daß Lord Beaverbrooks Empireprogramm zwar den Geldbeutel, nicht aber die Herzen ansprach. Denn viele, die durch den Appell an das Herz gepackt worden wären, erklärten

den Appell an den Geldbeutel als selbstsüchtig oder böswillig.

Was fehlte Lord Beaverbrooks Reichspolitik? Ihr fehlte die Inspiration eines neuen Faktors, der hineingenommen werden muß, wenn das britische Weltreich seine wahre Bestimmung erfüllen soll.

In Indien faßte kürzlich ein Staatsmann, der ein wohlwollender Freund Großbritanniens ist, das zusammen, was der britischen Verwaltung seiner Ansicht nach fehlte. Nachdem er aus ganzem Herzen die Arbeit des britischen Volkes in Indien würdigte, schloß er, es habe sich durch sein Verhalten als «höchst intelligent und außerordentlich gefühllos» erwiesen.

Das gleiche wird durch die wahre Geschichte einer englischen und einer burmesischen Frau illustriert. Die englische Frau sagte: «Warum mögt ihr uns nicht? Seht euch doch an, was wir eurem Lande gegeben haben. Wir haben euch Eisenbahnen und Radio, Zeitungen, Dampfer und Telegraphen, Gesetze, Gerechtigkeit und Schutz gegeben.»

Die burmesische Frau erwiderte: «Ja, das stimmt, und ich bin für dies alles dankbar. Aber habt Ihr uns Euer Herz gegeben?»

Damit meinte sie nicht süßliche Sentimentalität, sie meinte ein Verhältnis, das auf einer aus dem Herzen kommenden Gleichheit und einer Achtung auf beiden Seiten beruht, einer Beziehung gegenseitiger Fürsorge und Hochachtung, durch welche die beiden Rassen

Seite an Seite ihre Probleme zusammen lösen könnten.

Dieser Mangel in der britischen Verwaltung ruft Paradoxe und Tragödien hervor. Die britische Verwaltung hat niemals unsere Reichsgebiete ehrenhafter und fähiger als während der letzten fünfundzwanzig Jahre verwaltet, und doch war Großbritannien niemals in Indien und einigen andern Gebieten unpopulärer als heute, und niemals ist seine Herrschaft von demokratischen Nationen mehr in Frage gestellt worden.

Die Erbitterung ist in den letzten Jahren stark gestiegen. In Indien macht sie sich in den Läden, den Eisenbahnen, den Autobussen, kurz überall bemerkbar. Sie ist tatsächlich so weitverbreitet, daß viele Inder heute davon überzeugt sind, daß ihre tiefgehenden jahrhundertalten Spaltungen nur eine Schöpfung der britischen Propaganda seien. Sie lehnen leidenschaftlich den Vorschlag ab, daß sie im eigenen Hause Ordnung schaffen sollen, ehe sie politische Macht erhalten hätten. Und doch versucht bei den allindischen Konferenzen jede Gruppe ihre eigenen Forderungen durchzudrücken, und so kommen sie nie zu einer Einigung.

So ist Indien an einem toten Punkt angelangt. Zum ersten Mal in der Geschichte der britischen Herrschaft ergreift so etwas wie Verzweiflung die Gemüter der weisen Briten und Inder, die jenen großen Halbkontinent lieben.

Gibt es keine Hoffnung? Gibt es keinen Weg, über den toten Punkt hinwegzukommen?

In Simla ereignete sich im Jahre 1944 etwas, das der Beginn eines neuen Indiens werden kann. Es wurde von der Weltpresse kaum erwähnt. Aber es wurde auf dem ganzen Kontinent von den Menschen, die Macht und Verantwortung haben, bemerkt. Gandhi hörte davon in seiner Hütte, desgleichen der Vizekönig in seinem Palast. Nachrichten darüber erreichten das Gebäude des Indienministeriums in Westminster. Es wurde von einer der größten lebenden Autoritäten in Fragen Indiens als «ein Ereignis, das keine Parallele in der indischen Geschichte und der Weltgeschichte hat», bezeichnet.

Dieses Ereignis betraf unmittelbar Burma, jene reiche Provinz, welche der britischen Krone durch Lord Randolph Churchill 1886 gesichert wurde. Es handelte sich um eine Aktion einer Minderheit, der Angloburmesen, Leute aus gemischt anglo-burmesischem Blut. Im alten Burma vor der Invasion der Japaner hatte diese Minderheit eifersüchtig über den Privilegien und Sicherheiten gewacht, die ihr von der britischen Regierung gewährt waren.

Jetzt empfahlen die Führer der Angloburmesen, die sich in Simla zu einer Konferenz versammelt hatten, ihrer Gruppe, alle diese Sicherheiten und Privilegien aufzugeben. Sie wünschten in Zukunft, «sich als ein Volk Burmas zu betrachten und ihre Sicherheit auf das Vertrauen und die Freundschaft des burmesischen Volkes aufzubauen.»

Gruppe um Gruppe der Angloburmesen in Indien stimmte diesem kühnen Vorschlag zu – der Magna Charta eines ganzen Volksteils auf der Grundlage des «Gebens» statt der des «Nehmens».

Andere burmesische Gruppen wurden bis ins Herz getroffen. Ein Moslem-Rechtsanwalt am Gerichtshof in Rangoon gab die Reaktionen der indischen Minderheit in Burma wieder. Nachdem er feststellte, daß die Haltung der Inder als Gemeinschaft und als Einzelwesen verschiedentlich falsch gewesen sei, sagte er: «Wenn wir Inder alle Fähigkeit und Arbeitskraft, die wir beim ‚Nehmen‘ gezeigt haben, für das ‚Geben‘ verwenden, so wird Burma seine Inder als kostbares Gut ansehen.»

Der indische Rechtsanwalt fuhr fort: «Ich würde mich freuen, wenn die indische Gemeinschaft freiwillig ihren Anspruch auf besondere Wahlbezirke und besondere Sicherungen aufgeben würde. Wenn das Motiv jeder Gemeinschaft das des Gebens und nicht das des Nehmens wäre, wer würde dann noch irgendwelche Sicherheiten fordern? Wenn wir uns nicht das Vertrauen und den guten Willen des burmesischen Volkes sichern, so können papierene Sicherheiten jederzeit annulliert werden. Gutes Einverständnis und Freundschaft wären von größerem und dauerhafterem Wert als zeitweilige wirtschaftliche Vorteile.»

Ein anderer Führer der indischen Minderheit, ein Hindu-Lehrer, erklärte hierzu: «Wir müssen in das neue Burma gehen, um in erster Linie für sein Wohl-

ergehen und nicht für seine Ausbeutung zu arbeiten. Wir brauchen eine neue Führerschicht derer, die bereit sind zu dienen, zu geben, zu helfen und nicht derer, die anhäufen, zusammenraffen und nach Indien zurückschaffen wollen.

„Wie kann ich Burma groß machen?“ sollten wir uns fragen, und nicht „was soll meine Gruppe dabei gewinnen?“

Inzwischen haben die Karenier, die größte Minderheit in Burma, erklärt, daß sie in Zukunft mit der Mehrheit zusammenarbeiten werden, was sie bisher nie getan haben.

Wie reagierten die Burmesen darauf? Dies ersieht man aus einem bemerkenswerten Dokument, das mir in die Hände kam und das von einem Mann geschrieben wurde, den man als einen der heutigen Führer Burmas ansieht.

«Ich kann mir keinen besseren Beitrag zum Bau eines lebensfähigen burmesischen Staates vorstellen», erklärte dieser Burmese, «als das, was die Angloburmesen getan haben. Burma hat der Welt ein Beispiel in der Minderheitenfrage gegeben, und es kann sehr wohl sein, daß die angloburmesische Konferenz in Simla nicht nur eine Erklärung herausgab, sondern Geschichte machte. – Meine Gefühle bei dieser Herzensumwandlung, wie sie von zwei bedeutenden Minderheiten in Burma bezeugt wurde, waren zunächst Freude und Dankbarkeit. Aber diesen folgt jetzt ein überwältigen-

des Verantwortungsgefühl. Ich werde es mir jetzt zur Ehre anrechnen, eine wirkliche Antwort der Burmesen hervorzurufen, und ich habe nicht die geringsten Zweifel, daß die Burmesen im gleichen Geist des Großmutes und des Vertrauens antworten werden.»

Wie kam dies alles zustande? Was ist die Ursache für diese Reihe von Ereignissen, in welchen viele nicht nur die Hoffnung für ein neues Burma, sondern auch für ein neues Indien sahen?

Die Antwort liegt im Geheimnis der Umwandlung. Diese Führer der Minderheiten und der Mehrheit in Burma hatten umgewandelte Engländer getroffen, die mit beiden Beinen auf der Erde standen. Diese Männer waren anders, als wie man sich die Engländer gewöhnlich vorstellt. Denn sie waren zu der Überzeugung gekommen, daß der Weg zum Herzen Indiens durch eine Herzensumwandlung geht – die bei ihnen selbst anfangen mußte.

Sobald sie sich änderten, bewiesen sie die Wahrheit des Ratschlages, den der große Lord Sinha dem Kriegskabinett Lloyd Georges gab: «Denken sie immer daran, daß die Inder das zugänglichste Volk der Erde sind.»

Inder, Burmesen und Karenier erwärmten sich für diese Menschen. Hier waren Leute, denen sie Dinge sagen konnten, die sie niemals einem Engländer gesagt hätten. Hier waren Leute, die ihnen nicht nur glaubten, sondern das Beste von ihnen erwarteten, denen es darum ging, daß alle Briten so leben sollten, daß die

Burmesen groß würden. Diese Engländer waren nicht blind dafür, daß auch die Burmesen eine Umwandlung brauchten. Sie sahen in der Tat richtig in ihr Herz hinein. Aber sie lebten die staatsmännische Erkenntnis, daß die Umwandlung bei einem selbst beginnen muß.

Hieraus entsprang eine neue Kameradschaft, eine Zusammenarbeit, welche einen neuen Faktor in die unlösbarsten Probleme hereinbrachte. Die Burmesen sahen plötzlich, daß die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Gruppen zu einer das Volk einigenden und bereichernden Kraft, statt zu einer Ursache der Schwäche und Verwirrung werden können.

Was für Karenier und Burmesen galt, fühlten sie, würde auch für Burmesen und Briten gelten können. Ein führender burmesischer Nationalist schrieb: «Was auch immer die Zukunft Burmas sein mag, so wird dort stets Platz für den selbstlosen Briten sein, der dort hinkommt, um sein Bestes zu geben. Auf seinem Wege zum Dominionstatus wird Burma die Hilfe Großbritanniens brauchen. Intelligente Burmesen würdigen Großbritannien folgendermaßen: Wenn Burma kurze Zeit unter Schutzherrschaft stehen muß, bevor es die volle Selbstverwaltung erhält, so zieht es die britische Schutzherrschaft jeder andern vor, und wenn wir unsere Freiheit erlangt haben, so wären wir lieber ein gleichberechtigter Partner in der britischen Völkergemeinschaft als ein auf eigenen Füßen stehendes unabhängiges Land.

So bringt der einfache Begriff der Umwandlung heute jenes neue staatsmännische Denken und Handeln hervor, welches die Reichsprobleme wirklich löst, anstatt sie nur zu verdecken oder außer Sicht zu schaffen. Sie bietet eine neue Möglichkeit gegenüber dem materialistischen Dilemma: «Beute das Land aus oder verlasse es.» Sie zeigt auch den Indern einen dritten Weg, die sich dem ebenfalls materialistischen Dilemma: «Hasse oder unterwirf Dich» gegenübersehen. Es löst das Problem der gegenseitigen Beziehungen und kann sie für beide, Briten und Inder, aus einer Tragödie in einen Triumph verwandeln.

Oft bringt es die kalte und hochmütige Haltung einiger Briten mit sich, daß die Inder nicht willens sind, selbst das Beste anzunehmen, was wir in Großbritannien ihnen geben können.

Diese kalte und hochmütige Haltung wird nicht nur von Indern, sondern auch von den Kanadiern, Australiern, Neuseeländern, Südafrikanern, Leuten aus den Kolonien und nicht in geringerem Maße von Amerikanern empfunden. Sie ist das größte Hindernis für unsere Zusammenarbeit mit andern.

Wir nennen sie «Zurückhaltung» und sind ziemlich stolz darauf. Andere betrachten sie als Einbildung großen Maßstabes. Es ist für uns schwer zu glauben, daß andere Völker uns nicht immer so sehen, wie wir uns selbst sehen – als das beste, feinste und wahrhaftigste Volk auf der Erde.

Manchmal fühlen wir uns als Mutterland. Dann sollten wir uns der Geschichte jener klugen Mutter erinnern, die eine große Schar Kinder hatte. Wenn eines ihrer Kinder unruhig war, so gab sie ihm eine Beruhigungsspiel. Wenn aber alle Kinder unruhig zu sein schienen, so nahm sie selbst eine Beruhigungsspiel.

Wenn das Mutterland im Geist der Umwandlung vorgeht, wird es spontane Gefolgschaft finden.

Als Sir Sikhander Hyant Khan Premierminister des Pundjab war, erklärte er öffentlich, daß der Geist der Umwandlung der Leuchtturm in einer dunklen Welt sei, und daß die Moralische Aufrüstung die einzige Antwort auf die Probleme Indiens sei.

Der australische Premierminister Curtin rief sein Volk, als es von der japanischen Invasion bedroht wurde, in einer nationalen Rundfunkansprache auf, moralisch aufzurüsten, da dies die sicherste Grundlage nationaler Kraft und Einigkeit für die Aufgaben des Krieges wie des Friedens sei.

Lord Bennett erklärte, als er kanadischer Premierminister war, daß die Arbeit der Oxfordgruppe in jenem Dominion das Regieren leichter gemacht habe.

Wir brauchen eine Herzensumwandlung für jedes Reichsproblem, an das wir herangehen – und viele warten auf eine Lösung.

Wir haben die Frage der Bevölkerung Australiens – wer soll diese weiten, leeren Räume füllen, wenn sie gefüllt werden sollen?

Wir haben die Frage Neuseeland, das weit von seinen Freunden entfernt ist und in der Nähe möglicher Feinde liegt.

Es gibt zahllose Probleme, und nicht das geringste unter ihnen ist die Tatsache, daß viele Kolonien und Dominiens in den letzten paar Jahren unter dem ungeheuren Druck des Krieges die Wandlung durchgemacht haben, welche die industrielle Revolution in Großbritannien herbeiführte – den Übergang von einem Agrarstaat in einen Industriestaat.

Wir haben die Rassenfrage in Südafrika und Kanada.

Aber Indien bleibt der Schlüssel zur Zukunft unseres Weltreiches. Wenn wir durch eine Herzensumwandlung Lösungen für Probleme dieses riesigen Halbkontinentes finden, so werden wir Lösungen für jedes andere Problem des Weltreiches und der Weltbeziehungen finden.

Indien wird heute von den unterirdischen Kräften des militanten Materialismus als der Eckstein unseres ganzen Reichsgebäudes angesehen. Sie konzentrieren daher die Hauptkraft ihrer zersetzenden Angriffe hierauf und sind bestrebt, Unruhe zwischen den verschiedenen Völkern Indiens und Großbritanniens hervorzurufen.

Sie benützen auch ihre Darstellung der britischen Verwaltung in Indien als Hauptmittel bei ihren Anstrengungen, die Vereinigten Staaten von Großbritannien zu trennen.

Indien ist das Band zwischen Ost und West. Die westliche Zivilisation wird von der östlichen Welt in der Zukunft wie in der Vergangenheit nach dem Erfolg oder Nichterfolg ihrer Herrschaft in Indien beurteilt werden. Darüber hinaus bietet Indien dem Westen eine Gelegenheit, alles das zu lernen, was die östliche Welt uns lehren kann und wofür wir Generationen hindurch zu stolz waren.

Indien kann die Vereinten Nationen spalten oder einigen. Mit einer neuinspirierten Auffassung des Empire kann Großbritannien nicht nur das Herz Indiens, sondern auch das Herz Chinas und die Dankbarkeit der ganzen Welt gewinnen. Dies ist Großbritanniens Möglichkeit zur Größe.

Eine neue Welt wird nur durch eine Umwandlung der Herzen von Menschen und Völkern entstehen. Es gibt keinen andern Weg. Wenn Großbritannien in der Umwandlung vorangeht, wird es in einer frischen und lebendigen Weise Herz und Sinn nicht nur in den eigenen weitererstreuten Dominien und Kolonien, sondern auch in manchen anderen Ländern erobern.

So kann die britische Völkergemeinschaft der Schrittmacher zur Einheit der Welt werden. Sie kann das Muster der Einheit aller freien Völker werden und mit vielen Freunden voranschreiten, um eine große Bestimmung bei der Führung der Menschheit zu erfüllen.

Der Earl von Athlone sagte über diese Aufgabe Folgendes: «Im Laufe seiner langen Geschichte ist es Eng-

land immer gelungen wie auch jetzt wieder, die wiederkehrenden Krisen mit jenem Mut anzupacken, den jede erforderte. Aber die geistige Krisis bleibt und ruft uns zum Handeln auf. Unser Volk und Weltreich stehen oder fallen mit unserer Antwort auf diesen Ruf. Wir haben die Wahl zwischen moralischer Aufrüstung und nationaler Dekadenz. Diese Wahl wird darüber entscheiden, ob es uns bestimmt ist, schließlich den Weg der andern toten Reiche zu gehen, oder ob unsere Völkergemeinschaft unter Gottes Führung ein Führer der Welt auf dem Wege zu Gesundheit und Frieden sein kann.»

19

EIN HAUS – EIN HEIM

Im Berkeley Square steht das Haus der Wunder. Wenige von denen, die an diesem ernstesten schönen Gebäude vorbeigehen, wissen, daß in diesen Mauern Geschichte gemacht wird. Schicksalsschwer, gesprenkelt vom Sonnenschein und vom Schatten des Blätterwerkes riesiger Platanen (deren üppiges Wachstum von der Überlieferung der Tatsache zugeschrieben wird, daß sie in einem alten Pestherd wurzeln), starrt es aus der Vergangenheit in die Zukunft, in das Getriebe und den Lärm des heutigen Einbahnverkehrs auf dem Platz.

Es war das Haus eines der erfolgreichsten Imperialisten aller Zeiten. Der «indische Clive» kaufte es, nachdem er als Sieger von Plassey im Triumph zurückkehrte, umgeben von Prunk und Ruhm menschlichen Erfolges.

Er schmückte sein neues Heim mit glitzernden Decken, Türen aus brasilianischem Holz, die er aus dem Osten heranschiffte, und steinernen Kaminen, welche noch heute den schöpferischen Geist, der sie ersann, und die Hände, die sie formten, verraten.

Aber was erreichte er mit all seinem Reichtum? Von Kritikern gehetzt, die ihm seinen Erfolg als Eroberer und Reformator neideten, von Rauschgiften be-

täubt, die er in steigenden Dosen zu sich nahm, um die Schmerzen seines kranken Körpers zu erleichtern, stieg er an einem Winternachmittag im Jahre 1774 die Treppe hinauf. Seine Familie hörte, wie seine Fußtritte immer hin und her gingen. Plötzlich gab es einen Schlag. Sie sprangen herein und fanden den großen Mann tot auf dem Fußboden.

Einige sagen, daß er sich die Kehle durchschnitt, andere, daß er sich erhängte, wieder andere, daß er an einer zu starken Dosis Opium starb, welches er in großen Mengen nahm, um seine Leiden zu betäuben. Aber wir werden niemals die Wahrheit erfahren. Seine Familie verriet nichts. Sie schmuggelte seinen Leichnam bei Nacht fort und begrub ihn unter einem einfachen Stein auf dem Lande.

Nahezu zweihundert Jahre lebten die Nachkommen Clives in dem stattlichen Heim in Berkeley Square. Viele merkwürdige und abenteuerliche Dinge ereigneten sich dort. Hinter seinen undurchdringlichen Mauern saßen Könige, Staatsmänner, Militärs und schöne Frauen und intrigierten, klatschten, speisten, tanzten, schlossen Geschäfte ab, regelten die Angelegenheiten ganzer Völker, liebten, weinten und lachten. In einem grün getäfelten Raum im Erdgeschoß erhoben sich an einem Winterabend die Kartenspieler voller Ärger, im Korridor wurden Schwerter gezogen und der Ehre mit einem tödlichen Stoß Genüge getan. Darauf wurde heimlich ein stummer Körper fortgetragen.

Vor einigen Jahren wechselte der Eigentümer des Hauses. Es stand zum Verkauf. Aus vielen Teilen der Welt sandten Männer und Frauen, welche den Vormarsch der Moralischen Aufrüstung und ihre Berufung als wachsende Kraft in den Angelegenheiten der Welt erkannten, Geschenke, um es zu ermöglichen, daß das historische Haus Clive zum Zentrum der Arbeit in Großbritannien würde.

Was geht heute in diesem Hause vor? Es hat nichts von seiner Schönheit verloren, aber was einem sofort beim Eintritt den Atem benimmt, ist die Wärme und der Geist dieses Ortes. Es ist ein Haus, das wirklich ein Heim ist. Ein Ort, wo Tausende von Herzen einem entgegenkommen, um einen zu begrüßen, wenn man die Schwelle überschreitet, und wo plötzlich die besten Ideale des Lebens, die in dem Strudel und Kampf der Jahre trübe geworden oder vielleicht vergessen wurden, einen neuen Glanz annehmen und wieder wert erscheinen, für sie zu kämpfen.

Heute ist das Heim Clive das Nervenzentrum einer neuen Weltordnung.

Ich kam dort zuerst während der Blitzangriffe hin und fand, daß die Keller, wo der indische Clive sein Bier, seinen Sherry, Portwein und Champagner aufbewahrte, eine neue Verwendung gefunden hatten. Sauber, weiß gewaschen und mit zweistöckigen Schlafkojen versehen, befanden sich dort die Schlafräume, der Speiseraum und die Büros des bemerkenswertesten Querschnittes der Nation, den ich je gesehen.

Zwei Sektkeller hatten die Namen «Oberhaus» und «Unterhaus» erhalten, weil dort Mitglieder von ihnen regelmäßig Nacht für Nacht schliefen. Ich fand dort Männer und Frauen der Armee, die auf ihrer Durchreise durch London in dieses Heim kamen, um sich mit einem kämpferischen Glauben auszurüsten, der sie in den Kampf begleiten sollte. Es gab Gewerkschaftler und Industrielle, Zeitungsleute und Lehrer, mehrere Familien, die im Eastend ausgebombt waren, Admiräle, Generäle und Arbeiter aus der Stadt.

Es war eine ständig wechselnde Schar, und doch fühlte sich jeder zu Hause, denn darin besteht die Besonderheit von Clives Haus, daß es eine Atmosphäre schafft, in der sich Menschen jeder Klasse und jeden Standes ohne Hemmungen treffen können.

Ein Minister und ein Taxichauffeur können zusammen im gleichen Raum sitzen, ohne daß sich einer von ihnen nicht wohl fühlte in seiner Haut. Ich habe dies selbst dort miterlebt.

In den Küchen, wo die alten Spieße immer noch hängen, an denen ganze Tiere braten konnten, werden auf modernen Herden Mahlzeiten für Hunderte von Menschen, die täglich in dieses Haus kommen, gekocht und serviert.

Wie man sich vorstellen kann, ist das Abwaschen eine Sache für sich. Es ist ganz erstaunlich, in der heutigen Zeit jeden Abend gemischte Mannschaften männlicher Freiwilliger zu sehen, die ein hartes Tagewerk

in der Fabrik oder im Büro hinter sich haben und hier auftauchen, ihre Ärmel hochkrepeln und das Abwaschen erledigen. Alle arbeiten gemeinsam und aus ganzem Herzen, führende Geschäftsleute zusammen mit Geistlichen, Ladenangestellten, Bankiers, Bäckern, Soldaten, Gewerkschaftlern und Fabrikarbeitern, und sie lernen voneinander viel, wenn sie diesen Beitrag geben. Hausfrauen aus allen Teilen Londons machen sich jede Woche einen Tag von zu Hause frei, um zu den Haushaltspflichten im Berkeley Square beizutragen.

Das Fortschreiten der Arbeit während der Kriegzeiten wurde nur durch die Begeisterung und den selbstlosen Einsatz von Hunderten dieser einfachen Männer und Frauen möglich. Und es war tragisch zu sehen, wie von der Industrie, aus den Bergwerken, von Gemeindebehörden und Stellen des Erziehungswesens Anforderungen um Hilfe kamen, die jedoch abgelehnt werden mußten. Denn die ausgebildeten Mitarbeiter, die ihre ganze Zeit der Moralischen Aufrüstung zur Verfügung gestellt hatten, waren zu andern Arten des Dienstes für das Vaterland abgerufen worden und arbeiteten verstreut in verschiedenen Stellungen, obwohl sie vielleicht die einzigen im Lande waren, welche die Erfahrung besaßen, um Schwierigkeiten zu überwinden, die Großbritannien Zehntausende von Arbeitsstunden und das Leben vieler Männer kostete. Das war geschehen, weil man dem Geschrei gewisser Kreise nachgegeben hatte, die falscher Frömmigkeit

huldigten oder alles haßten und fürchteten, wofür die Moralische Aufrüstung kämpfte. Trotz alledem waren die Fortschritte der Moralischen Aufrüstung im Kriege ein richtiges Wunder.

Aus allen Teilen Großbritanniens und von Männern und Frauen in der ganzen Welt, deren Leben und Familien durch den neuen Geist erneuert wurden, kommen Briefe, Pakete und Beiträge für die materielle Versorgung des Zentrums Berkeley Square. Die Vorkämpfer der Moralischen Aufrüstung selbst haben wenig Geld, aber sie glauben an die Welt, die sie bauen wollen, teilen vertrauensvoll alles miteinander, halten nichts zurück und verlassen sich ganz auf die göttliche Führung. Diese Männer und Frauen haben alles gemeinsam und glauben, daß Gott für ihre materiellen Nöte sorgen wird, wenn sie von ihm geführt sind. Sie stellen diese jahrhundertealte Wahrheit auf die Probe, und sie erweist sich durch moderne Erfahrung als richtig.

Der Platz, wo Clive tot hinfiel, ist jetzt der Schlafraum einer Reihe junger Soldaten der Luftwaffe. In den Korridoren, wo das Duell einen so tragischen Ausgang nahm, wird jetzt auf heißen Platten das Essen für Gäste in den angrenzenden Räumen serviert.

Der Salon, in dem Clive seine Gäste empfing, in dem Generationen seiner Nachkommen ihre Freunde unterhielten, in dem König Georg V. begrüßt wurde, ist jetzt ein privates Theater. In den letzten Jahren und

Monaten habe ich Führer aus allen Bevölkerungsschichten und führende Männer der alliierten Regierungen an diesem Platze gesehen. Sie haben dort eine neue Hoffnung und Inspiration erhalten.

Die Räume von Clive-Haus sind der Schauplatz beständiger Wunder und Abenteuer. Tag für Tag kommen Menschen aus jedem Teil des Landes mit ungelösten Problemen dorthin. Bisweilen betreffen diese Probleme ihr Familienleben, bisweilen auch ihre Industrie.

Manchmal handelt es sich auch um staatsmännische Probleme, denn viele bedeutende Männer kommen heimlich an den Ort, an dem es, wie sie wissen, eine Antwort gibt.

Sie gehen wieder mit neuer Hoffnung fort, mit einer Lösung für ihre Probleme und mit der Gewißheit, daß ihr Vertrauen nicht mißbraucht wird.

Wenn man in diesem Hause der Wunder von Raum zu Raum geht, so erlebt man an jeder Stelle neue Überraschungen. Ich habe erlebt, wie im Berkeley Square Männer und Frauen, deren Körper und Seele durch jahrelange Mühen und Leiden zerschlagen waren, eine neue Gesundheit und Frieden in ihrem Herzen fanden.

Man findet dort Vertreter aller Teile der verschiedenen Industrien, des Unternehmertums, der Arbeiterschaft und der Regierungsstellen, um einen Tisch herumsitzen, wie sie ihre Schwierigkeiten von Mensch zu Mensch im Geiste der Offenheit und Ehrlichkeit miteinander aussprechen und gemeinsam eine Ant-

wort finden. Man findet Gruppen von Menschen, die planen, wie sie diese neue Überzeugung, die aus jahrhundertalten Wahrheiten entsprungen ist, den Millionen und den Führern der Nationen bringen können. Viele Szenen, die zu Herzen gehen, tauchen in meiner Erinnerung auf, wenn ich an die beiden letzten Jahre in Clive-Haus denke. Ich denke an Angehörige des Heeres, der Marine und Luftwaffe, die mit uns andern beteten, bevor sie sich verabschiedeten – und viele von ihnen kehrten nie wieder zurück.

Ich denke an den Abend, an dem die Bergleute ankamen. Es waren die Vertreter der Arbeiter. Sie waren nach London zu einer Konferenz gekommen, um die Zukunft der Industrie zu regeln. Es waren schwierige Tage. Die Presse und das Volk waren gegen sie.

Sie strömten durch die Eingangstüre mit dem Akzent von Northumberland, der singenden Sprache Südwaales, den rollenden Konsonanten Schottlands und den breiten Vokalen Yorkshires. An jenem Abend sahen sie zum erstenmal die Rolle, die sie beim Aufbau einer neuen Weltordnung spielen könnten. «Der Geist hier würde jedes Problem in den Bergwerken lösen», sagte ein Vertreter von 100000 Arbeitern. Und später hörten wir, wie viele dunkle Situationen durch die Sicht erhellt wurden, welche diese Menschen mit sich zurücknahmen.

Auch die Kohlenbergwerksbesitzer waren bei uns, darunter einige mit stählernen Gesichtern und, wie

man sagt, steinernen Herzen. Aber als der Abend fortschritt, wurden die Augen irgendwie weicher, die Herzen wärmer und der Stahl schmolz. Man sah dann, was aus der Industrie werden kann, wenn Menschen guten Willens auf beiden Seiten beginnen, zusammen für ein großes Programm im Dienste des Vaterlandes zu kämpfen, anstatt sich nur für ihre Gruppeninteressen einzusetzen.

Ich erinnere mich an die Zeit der Empirekonferenz, als die Premierminister und ihre Frauen, die Vertreter vieler Dominions und Kolonien, die gewohnt waren, daß man ihren Befehlen gehorcht, einfache Menschen von ihren täglichen Erfahrungen erzählen hörten und ein neues Bild dessen erhielten, was eine Völkerfamilie darstellen sollte – wie eine gesunde Völkerfamilie mit Völkern gesunder Familien anfängt – und wie sie erhobenen Hauptes und in hoffnungsvoller Haltung wieder fortgingen.

Am besten erinnere ich mich der Weihnachtsabende, an denen das ganze Geheimnis und der Geist dieses Hauses offenbar wird. In der großen Eingangshalle, in der Clive seine Teakholzstämmen und Pakete voller Kostbarkeiten bei seiner Ankunft aus dem Osten aufstapelte, steht ein großer Weihnachtsbaum. Einmal wurde er von Freunden geschenkt, von Arbeitern in Coventgarden.

Die Kerzen am Baum werden angezündet. Von seiner obersten Spitze blickt ein Silberstern herunter.

Unter den Zweigen liegt das Jesuskind neben seiner Mutter im warmen Kerzenschein in einer mit Stroh ausgelegten Krippe. Um sie herum stehen die anbetenden Hirten und die Waisen mit ihren Geschenken. Und die ganze Halle ist bis zur Treppe mit Menschen gefüllt, die schweigend und atemlos vor Erwartung und Liebe stehen. Darunter sind Familien aus den Hafengebieten der Themse und aus Mayfair. Es sind Staatsmänner und Dienstboten, Arbeiterführer und Industrielle, Arbeitgeber und Arbeiter, und dann eine riesige Zahl von Kindern.

Und dann schwingt sich plötzlich sanft und schön von der Sängergalerie hoch oben, wo die Geigen und Posaunen vergeblich die Angst in Clives Herz zu beruhigen versuchten, das alte Weihnachtslied herab:

Stille Nacht, Heilige Nacht,
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh.

Die Menge der Gäste sitzt auf dem Flur und singt die beliebten Lieder, «Herbei, o ihr Gläubigen», «Du kleines Städtchen Bethlehem».

Die Schatten der Kerzen flackern und springen an der Wand. Sie tanzen um die vertieften und eifrigen Gesichter – die Gesichter von Männern, Frauen und Kindern aus allen Klassen und allen Schichten der Na-

tion, die durch das Feuer der größten Idee gewärmt und vereint werden, die der Menschheit je geschenkt wurde.

Sie sind einmütig und die Zukunft gehört ihnen, ein Sinnbild und Beispiel der neuen Welt, die kommen muß.

Die Luft ist erfüllt von Erinnerungen an die Vergangenheit und Versprechungen für die Zukunft. In einer Nacht wie dieser blickte ein neuer Bekannter, der Clives Haus zum erstenmal besuchte, lange in den Lichterglanz und murmelte: «Ist *dies* Christentum? Das wußte ich nicht.»

20

WIR BRAUCHEN NEUE MENSCHEN

Man beurteilt eine Nuß nicht nach der Schale und ein Schmuckstück nicht nach seiner Verpackung. Desgleichen zeigt uns die äußere Erscheinung eines menschlichen Kopfes nicht immer die Beschaffenheit des Internen, – das ist für einige von uns gut und für andere weniger gut.

Als ich an der Universität Oxford war, sah ich oft zwei große Füße um die Ecke kommen, die in glänzenden, schwarzen, faltigen Schuhen steckten. Ihr Besitzer folgte in einiger Distanz.

Es war ein merkwürdig aussehender Herr. Seine blauen Augen blickten über einen buschigen, grauen Bart durch dicke Brillengläser in die Welt, was ihnen den Anschein von Scheinwerfern eines Autos gab.

Dahinter befand sich eines der feinsten Exemplare einer Denkmachine der Welt jener Zeit. Es war B. H. Streeter, Rektor am Queen's College, einer der glänzendsten Universitätsleute seines Zeitalters.

Um ihn war der Zauber und das Außergewöhnliche eines Genius. Sein Steckenpferd waren Stegreifreime. Er pflegte sie bei jeder Gelegenheit aus der Situation des Augenblicks heraus zu erfinden und darzubieten. Er stand immer auf dem Landungssteg neben dem

Boot des Queen's College am Startplatz der Wettrennen und ermutigte die Ruderer durch irgendein Epigramm oder einen Aphorismus. Als sie einmal versuchten, ein Boot des Corpus College einzuholen, bemerkte er – «Habeas Corpus» – und es gelang ihnen tatsächlich.

B. H. Streeter war Doktor der Theologie. Er war die führende Autorität der Evangelienforschung. Er schrieb Bücher über Philosophie, Geschichte, Religionsvergleichung, Psychologie, Ethik und Mystik. Man sagte von ihm, daß er fast der einzige britische Geist war, der auf seinem Gebiet anerkanntermaßen die gleiche geistige Autorität hatte wie die Professoren der kontinentalen Universitäten in den Jahren zwischen den Kriegen.

Er war in Oxford, als Frank Buchman in den ersten Tagen des Kampfes dort am Werk war, jene Gruppe Verantwortlicher aufzubauen und auszubilden, die dazu bestimmt war, die Botschaft der Oxfordgruppe über die ganze Welt zu verbreiten. Jahre hindurch sah er, wie die Arbeit wuchs. Schließlich erhob er sich am 11. Juli 1934 in einer öffentlichen Versammlung im Rathaus von Oxford und sagte: «Meine Haltung dieser Bewegung gegenüber glich der, welche von den Diplomaten als wohlwollende Neutralität bezeichnet wird. Ich möchte es hier öffentlich sagen, daß ich die Notwendigkeit sehe, meine Haltung bloßer wohlwollender Neutralität gegenüber der, wie ich glaube, be-

deutendsten religiösen Bewegung unserer Tage aufzugehen.

Drei Jahre später schrieb er: «1934 hatte ich soviel von der Gruppe gesehen, daß ich erkannte, daß sie aus schlechten Menschen gute, und aus guten Menschen bessere machte, und zwar schneller, als irgendeine andere Bewegung, und ich sah, daß es meine unbedingte Pflicht sei, mit in das Boot einzusteigen und ein Ruder zu führen, anstatt weiterhin vom Bootssteg aus eine kluge Mischung von Kritik und Ermutigung herüberzurufen.»

Streeter suchte die Dinge zu beschleunigen. Denn mit seiner Einsicht und Kenntnis der Strömungen der Geschichte sah er eine Katastrophe voraus, wenn nicht ein neuer Geist sich schnell genug ausbreitete, um geänderte Lebensmotive in Millionen menschlicher Herzen zu pflanzen. Bei seiner Arbeit mit der Gruppe in Skandinavien erkannte er zum erstenmal, daß diese Herzensumwandlung mit unvergleichlicher Geschwindigkeit vor sich gehen und schnell genug sein kann, den anstürmenden Kräften des Materialismus zuvorzukommen.

Streeter sagte: «Die moderne Zivilisation kann nur durch eine moralische Wiedergeburt gerettet werden. Hierzu könnte es genügen, wenn jeder zehnte oder hundertste Mensch umgewandelt würde. Denn jeder derartige Mensch hebt das Niveau aller derer, mit denen er zu Hause, im Geschäft und in der Öffentlichkeit in Berührung kommt.»

Das erstmal hörte ich in einem Zeitungsartikel über die Entwicklung in Skandinavien, welche B. H. Streeter solche Hoffnung gab. Ich bekam ihn im Jahre 1940 zu lesen, als ich noch in Fleet Street arbeitete. Er besagte, daß Fredrik Ramm im besetzten Norwegen verhaftet worden sei.

Ich interessierte mich dafür, weil Freddie ein Bruder der schwarzen Kunst war. Er war ein norwegischer Journalist von internationalem Ruf. Er flog zusammen mit Amundsen in einem Luftschiff über den Nordpol. Er war ein fröhlicher, flotter Mensch mit erstklassigen geistigen Fähigkeiten. Von Zeit zu Zeit pflegte er Fleet Street zu besuchen.

Ich stellte über seine Verhaftung Nachforschungen an und entdeckte eine erstaunliche Geschichte. Im Oktober 1934 forderte der Präsident des norwegischen Parlamentes, C. J. Hambro, etwa hundert seiner Freunde auf, mit ihm in einem Hotel außerhalb Oslos zusammenzukommen. Etwa tausend tauchten auf und unter ihnen befand sich auch Freddie Ramm. Er reiste mit einem jungen Engländer zum Berghotel hinauf.

«Was soll sich denn dort ereignen», fragte Freddie. «Wunder – und sie werden eines davon sein», war die Antwort.

Es stimmte. Denn die Versammlung, die von dem Stortingspräsidenten Hambro in dem Hotel außerhalb Oslos zusammengerufen wurde, war die erste Versammlung der Oxfordgruppe in Norwegen. Sie bedeutete für

Freddie den Anfang einer neuen Reise. Diese führte schließlich für ihn zum Tode, als Folge der Behandlung, die er in einem Nazikonzentrationslager erlitten hatte. Aber vorher hatte diese Reise noch Ergebnisse, welche dem norwegischen Außenminister später zu der Bemerkung veranlaßten: «Wenn einmal die ganze Wahrheit bekannt ist, so wird Ramm als einer der größten Helden Norwegens in die Geschichte eingehen.»

Freddie beschrieb vier Jahre später sein Erlebnis in jenem Hotel außerhalb Oslos mit folgenden Worten: «Ich sagte zu Gott: ,Wenn es Dich gibt, so bin ich bereit, mein Leben von Dir führen zu lassen.‘ Gott begann, in mir allen Haß, alle negative Haltung und alle Angst in meinen Beziehungen andern Menschen, Klassen und Völkern gegenüber auszulöschen. Ich erinnere mich so gut, als wäre dieses Wunder vor vier Minuten und nicht vor vier Jahren passiert. Ich empfand eine große Befreiung. Das Eis schmolz in meinem Herzen und ein neues, bisher unbekanntes Gefühl begann zu wachsen, eine Liebe zu den Menschen, ganz gleich, was sie mir geben konnten.»

Freddie wurde zu einem Faktor der Einigkeit statt der Uneinigkeit. Er begann in seiner eigenen Familie, indem er seine Frau und seine Kinder für seine Kälte der vergangenen Jahre um Verzeihung bat.

Dann wandte er sich an seine alten politischen und journalistischen Feinde. Er hatte das Motto gehabt:

«Schlage zuerst, wenn du annimmst, daß jemand dein Gegner sein könnte. Schlage so hart, daß er zu Boden fällt. Schlage nochmals, so daß er sich nicht erholt.» Zwischen den Konservativen und der Bauernpartei gab es damals keine große Liebe. Aber ein Jahr später reiste Freddie, der Konservative, zusammen mit Mellby, dem Gründer und Präsidenten der Bauernpartei nach Dänemark. Dort konnten beide ihren Zwist mit den Dänen beilegen.

Dieser Bruch war aus einem Streit über die historischen Rechte in Grönland entstanden. Er war dem Haager Schiedsgerichtshof vorgelegt und von diesem zu Ungunsten Norwegens entschieden worden. Freddie hatte mit einigen Freunden den Haß gegen Dänemark in seiner Zeitung so geschürt, daß die Gefahr einer tiefgehenden Spaltung zwischen beiden Ländern bestand.

Jetzt stieg Freddie auf eine Tribüne in Odense, dem Geburtsort Andersens, und bat 3000 Dänen für seinen überwundenen Haß ihrem Lande gegenüber um Verzeihung. Es war am norwegischen Nationalfeiertag, an welchem die Nation den Jahrestag ihrer freien Verfassung feiert. Dies ist der Markstein der Loslösung Norwegens von Dänemark, und doch forderte Freddie, der Norweger, seine Zuhörer auf, mit ihm zusammen die dänische Nationalhymne zu singen. Es gab einen Augenblick Stille, dann sprangen diese 3000 Dänen ohne ein Stichwort von irgendeiner Seite auf und sangen die norwegische Nationalhymne, daß die Wände zitterten.

Die Wirkung der Gruppe in Norwegen war schnell und entscheidend. Die Idee der Gruppe ergriff die Jugend, die gerade damals einem beispiellosen Bombardement von seiten der «Ismen» der Rechten und Linken ausgesetzt war.

Als die Gruppe zuerst in das Land kam, begrüßte der Rektor der Osloer Universität ihre Tätigkeit und sagte, daß die Stutentschaft durch zerstörende unmoralische und politische Kräfte angegriffen würde, und daß er machtlos sei, Einhalt zu gebieten. In einer weiteren norwegischen Bildungsanstalt, der Technischen Hochschule in Drontheim, war der Studentenrat sieben Jahre hindurch von politischen Extremisten beherrscht worden.

Im darauffolgenden Jahre wählte Drontheim einen Studenten zum Präsidenten des Studentenschaftsrates, der von der Gruppe beeinflusst war; und anläßlich der nationalen Studentenkongresse der Jahre 1935 und 1939 wurde in der Presse festgestellt, daß «der Geist von Oxford» die Konferenz beherrschte. So wurden die Worte von vier Osloer Professoren im Jahre 1934 im Londoner *Spectator* Wahrheit: «Die Ankunft der Oxfordgruppe wird einen Wendepunkt in der norwegischen Geschichte bedeuten. Sie ist im entscheidenden Augenblick mit der richtigen Antwort gekommen.»

Wer kann die Wirkung dieses neuen Geistes auf den heroischen Kampf der Studenten, Professoren und Lehrer ermessen, als die Deutschen kamen?

Die Arbeit, welche Ramm und seine Freunde vor Ausbruch des Krieges gegen Hitler leisteten, zeigte die Richtigkeit der Ansicht Präsident Roosevelts, daß es kein Problem gebe – sei es sozial, politisch oder wirtschaftlich –, welches nicht wie Schnee vor dem Feuer eines großen geistigen Erwachens dahinschmelzen würde. Diese Arbeit hatte unter anderm folgende Ergebnisse:

1. *Steuern*. Eine Flut hinterzogener Steuern, die privat auf sieben Millionen Kronen in den ersten beiden Jahren geschätzt wurden, wurde nachgezahlt, nachdem viele Menschen den Grundsatz der unbedingten Ehrlichkeit anwandten. Ein Rechtsanwalt beim norwegischen obersten Gerichtshof erklärte, fünf Jahre nachdem die Gruppe nach Norwegen gekommen war, daß er in seinem Büro alle 14 Tage auf Grund der Gruppenarbeit einen derartigen Steuerfall zu bearbeiten hätte.

2. *Moral*. Sowohl das Arbeiterblatt als auch der «Bymisjonaeren» (das Blatt der Stadtmission) bemerkten zur Abnahme der Prostitution: «Die Nachfrage ist gesunken, weil so viele Menschen das Geheimnis eines reinen Lebens und glücklichen Familienlebens durch die Oxfordgruppe fanden.»

1937 stieg die Zahl der ehelichen Geburten zum ersten Mal wieder seit dreißig Jahren. Der Präsident und der Sekretär des norwegischen Hebammenverbandes führten dies auf den Wiederaufbau eines gesunden Familienlebens durch die Oxfordgruppe zurück.

Ein typischer Fall für viele andere: Der Kassier einer Osloer Bank bekannte freiwillig eine Unterschlagung von 108 000 Kronen, die viele Jahre hindurch nicht entdeckt worden war, und gab bekannt, daß sein Geständnis auf den Einfluß der Oxfordgruppe zurückgehe.

3. *Kirche*. Stortingpräsident Hambro erklärte im November 1944, daß Frank Buchman der Katalysator war, der während des Krieges in Norwegen eine einige kirchliche Front schuf.

Bischof Berggrav, der seit 1937 Primas der norwegischen Kirche ist, war zusammen mit Freddie Ramm in jenem Berghotel bei Oslo. Er stand im Brennpunkt der Angriffe von Professor Hallesby, des Führers der konservativen und fundamentalistischen Richtung. Die beiden konnten sich nicht leiden. Der Riß zwischen ihnen war das Sinnbild einer Spaltung in der ganzen Kirche.

Am Tage des Kriegsausbruches in Europa saß Berggrav, der wie Freddie gelernt hatte, daß Gott die Gedanken des Menschen lenken kann, in seinem Arbeitsraum. Plötzlich kam ihm leuchtend und zwingend der Gedanke: «Es ist Krieg in Europa. Es ist auch Krieg zwischen dir und Hallesby. Suche ihn auf und schließe um Norwegens willen Frieden.»

Der Bischof war groß genug, seinen Stolz beiseite zu stellen und zu gehorchen. Aus dieser einfachen Handlung – die der Höhepunkt nach Jahren treuer und geführter Arbeit der Oxfordgruppe war – entsprang die kämpferische und unzerbrechliche Einheit der norwe-

gischen Kirche, welche die Bewunderung der ganzen Welt gewann, zur Vorhut des Widerstandes gegen die Nazieindringlinge wurde und während der ganzen Besatzungszeit alle ihre Bestrebungen durchkreuzte.

Darauf spielte auch Quisling an, der die kommunistische Partei verlassen hatte und zum Führer der Nazis in seinem eigenen Lande geworden war, als er sich darüber beklagte, daß «die ganze Seele Norwegens durch die Oxfordgruppe vergiftet sei», während Berggrav die Oxfordgruppe in Norwegen als «das bedeutendste Ereignis seit der Reformation» bezeichnete.

Es ist auch nicht überraschend, daß die Oxfordgruppe verboten wurde. Als Grund gab man an, daß sie «einen Teil des britischen Geheimdienstes bilde».

An dieser Stelle schreibt Stortingpräsident Hambro: «Die Deutschen erklärten in Norwegen, daß die Oxfordgruppe ein Teil des britischen Geheimdienstes sei, und daß sie deshalb energisch unterdrückt werden müsse – ein höchst schmeichelhaftes und ein wenig lächerliches Kompliment für den britischen Geheimdienst. Die Gestapo fürchtete und haßte die Oxfordgruppe in einem Maße, wie sie den britischen Geheimdienst niemals hätte hassen und fürchten können. Sie haßte sie, wie Männer die Ideale hassen und fürchten, die sie verloren und geschändet haben, wie sie den Glauben hassen und fürchten, den sie verraten haben. Sie fürchteten die Oxfordgruppe, weil sie instinktiv erkannten, daß diese ein Teil des Geheimdienstes Got-

tes war, der den Weg für die endgültige Niederlage des schlechten Prinzips bereitete.»

Freddie stand im Mittelpunkt der norwegischen Widerstandsbewegung gegen die Nazis. Er stand in Achtungstellung und sang die norwegische Nationalhymne, als die Nazis durch Oslo marschierten. Er schrieb eine Artikelserie, die den Titel trug «Was hat man bei Verdunkelung zu tun?» Die Nazi-Pressenzensur dachte, daß diese Artikel mit einer so vernünftigen Überschrift harmlos seien und ließ sie durchschlüpfen. Später stießen sie auf den wahren Inhalt und Freddie wurde wegen dieser Artikel verhaftet. Er wurde in einen Raum gesperrt, durch dessen Mitte ein Seil gespannt war. Sie boten ihm «goldene Freiheit», wenn er nur seine religiöse Überzeugung aufgeben würde. Freddie weigerte sich. Dann kam ein Gestapoführer herein, der erklärte: «Ich bin der Strafankläger». Er las Freddie eine Liste von Anklagen vor. Dann sprang er über das Seil und sagte: «So, jetzt bin ich der Richter» – und er verurteilte Freddie zum Tode.

Später wurde seine Strafe umgewandelt und man schickte ihn nach Hamburg. Dort wurde er zwei Jahre gefangengehalten, größtenteils in Einzelhaft. Seine Rationen waren dürftig. Man bot ihm mehr Nahrung und ein gewisses Maß an Freiheit an, wenn er in eine Munitionsfabrik gehen würde. Er lehnte ab.

Schließlich nahte der Tod. Man setzte ihn in einen Zug, um ihn nach Norwegen zurückzubringen. Als der

Zug die dänische Grenze überquerte, legte ein Freund eine kleine norwegische Flagge in seine schwachen Hände. Sie blieb darin, bis der Zug Odense erreichte, den Schauplatz von Freddie's großer Versöhnung mit den Dänen. Dort starb Freddie. Vor seinem Tode sagte er zu seinen Freunden: «Es darf keinen Haß geben.» Er war ein Mensch der Zukunft. Sein Denkmal ist das Weiterwirken seiner Arbeit im Leben der Nation. Sie wird in den kommenden Jahren klar zu sehen sein.

Freddie ist ein Beispiel jenes Führertums, das unser Zeitalter braucht. Es beruht nicht auf der Macht oder der angesehenen Stellung, sondern auf der Macht der Umwandlung. Das Wunder in den Bergen machte aus einem Parteimann einen Patrioten. Freddie nimmt seinen Platz in der Geschichte ein, weil er mit der Umwandlung voranging. Mit dem prophetischen Blick, den Gott gibt, sah er, was sein Volk brauchte und wurde durch seine Umwandlung für Millionen zum Vorkämpfer einer Philosophie wahrer Größe.

Ein weiteres Beispiel für diese neue Art der Führerschaft ist Pim van Doorn, ein junger Holländer. Das war ein Mensch voll Feuer, Leben und Farbe.

Im Jahre 1937 war er junger Student an der Universität Leyden und Führer eines studentischen Verbandes. In einem frühern Semester hatte er seine Studien unterbrochen, um mit der äthiopischen Armee gegen die italienischen Eindringlinge zu kämpfen und sich der französischen Fremdenlegion anzuschließen.

Er traf mit der Oxfordgruppe im Mai 1937 zusammen, anlässlich der holländischen Tagung in der Utrechter Markthalle. Später, im gleichen Jahre, verkaufte er alles, was er besaß, um mit fünf anderen Holländern am Feldzug der Moralischen Aufrüstung in den skandinavischen Staaten teilzunehmen.

Als die Deutschen in Holland eindrangten, erhielt Pim die Erlaubnis, seine Studien an der Universität fortzusetzen. Aber sein kämpferischer Glaube war stärker als die fremden Ideen, welche die Eroberer in das Land einführten. Er wartete auf die Gelegenheit, am Krieg der Waffen teilzunehmen. Unterdessen focht er täglich im Kampf der Ideen.

Nachdem er sein Universitätsexamen abgelegt hatte, erhielt er von den Nazis den Befehl, in einer Munitionsfabrik zu arbeiten oder in ihrem Heer zu dienen. Er entschloß sich, nach England zu entkommen. Dabei nahm er in seiner Tasche Karten von allen holländischen Flugplätzen mit. Als er sich auf dem Wege zu dem kleinen Schiff befand, das ihn nach England bringen sollte, wurde er festgenommen. Nach kurzer Haft wurde er erschossen. Während er auf die Hinrichtung wartete, schrieb Pim folgenden Brief an seinen Vater und an seine Freunde: «Wenn ich zurückblicke, bin ich sehr dankbar für mein Leben – vor allem danke ich Gott für die Art, wie er mein Leben leitete und mir vergönnte, Großartiges zu erleben. Ich werde bald glücklicher sein als Ihr. Seid nicht traurig, sondern ju-

belt in seiner Gnade. Ich bete dafür, daß Ihr mein Hinscheiden in Frieden hinnehmen werdet, daß kein verfrühter Aufstand losbricht, daß ich nicht zur Ursache von Leid für Euch werde, sondern daß Ihr gestärkt Euch gemeinsam mit um so größerer Hingabe für die gemeinsame Aufgabe einsetzen werdet.» Pims Leben und Tod ist ein Wahrzeichen für den neuen Geist einer Jugend, die einen neuen Aufstieg Europas aus den Ruinen herbeiführen wird. Sein Geist, der selbst im Tode stark und ohne Bitterkeit war, wird in den Herzen von Tausenden seiner Kameraden weiterwirken und den Weg für ein Holland weisen, das schöner und größer sein wird als zuvor.

Das ist Führerschaft der Zukunft. Sie wird einfachen Menschen gegeben werden, die durch die überlegene Kraft des Heiligen Geistes zu außerordentlichem befähigt werden.

Frank Buchman hat gesagt: «Die Menschen glauben, daß ihre Führer von Gott geführt sein sollten. Aber auch der einfache Mensch muß geführt werden. Eine gottgeführte öffentliche Meinung ist die Stärke der Führer. Dies ist die Diktatur des Geistes des lebendigen Gottes, welche jedem die innere Disziplin gibt, die er braucht und die innere Freiheit, die er ersehnt.»

Jedermann kann ein solcher Führer sein.

Kürzlich starb in Philadelphia eine kleine und zarte Frau von 69 Jahren, Annie Jaeger. Die Nachricht ihres Todes erschütterte die Herzen von Millionen in allen

Teilen des Erdballes. In Schlössern, Hütten und Slums, in Ländern, die sie nie gesehen hatte, spürten die Menschen, daß sie eine Führerin und Freundin verloren hatten.

1100 Londoner versammelten sich im Rathaussaal von Canning Town, dem Geburtsort der britischen Arbeiterbewegung, um sie zu ehren. Führer der Gemeinden im Londoner Eastend, die die Hauptlast der Blitzangriffe getragen haben, erklärten, daß Annies Geist ihnen den nötigen Mut gegeben habe, und etwa hundert Familien stiegen auf die Tribüne, um zu sagen, daß Annie ihnen Einheit, Liebe und ein gemeinsames Ziel gebracht habe, während sie früher voller Mißtrauen und ohne Richtlinie gelebt hätten.

Die Stockholmer Presse widmete dieser kleinen Frau einen zweiseitigen Nekrolog. Die Nachrichtenagenturen funkten ihre Lebensgeschichte an die Zeitungen in alle Teile der freien Welt. Botschaften der Anteilnahme für ihren Sohn gelangten auf Schleichwegen aus den besetzten Ländern nach der Schweiz und Schweden. Bei ihrer Beerdigung wurde sie von Vertretern der Arbeiterschaft durch das Kirchenschiff getragen, während 260 Zeitungen der amerikanischen Arbeiterbewegung diese «Mutter der britischen und amerikanischen Arbeiter» betrauernten.

Folgender amerikanischer Kommentar war bezeichnend: «Rauhe Stahlarbeiter in Schweden, Tausende der jetzt ‚stummen Menschen‘ Europas, Parlamentsmitglieder in Westminster, Gemeindebeamte in ganz

Ostlondon, Arbeiter in den Flugzeugwerften von Lockheed und Boeing, Menschen in Washington, Unternehmer und Organisatoren, Soldaten und Zivilisten mit ihren Frauen und Kindern betrauern das Dahinscheiden einer furchtlosen Prophetin und wahren Freundin. Annie Jaeger war eine große und gütige Frau mit einem weiten Herzen und einem kämpferischen Geist, wie ihn ihr Mutterland England vor ihr nie zu diesen Küsten geschickt hat.»

Wer war Annie Jaeger? Eine Frau, die für die Macht, den Reichtum oder den Ruhm geboren war? Eine Frau, die von Jugend auf für die Aufgabe vorbereitet wurde, die sie so gut erfüllte?

Nichts von alledem. Im Alter von 60 Jahren war sie eine bescheidene Witwe, die einen kleinen Laden in Stockport in Cheshire besaß und Tag und Nacht arbeitete, um den Lebensunterhalt für sich und ihren einzigen Sohn zu verdienen. Ihre Gesundheit war schwach, und jedermann hielt es für selbstverständlich, daß ihr Leben dazu verurteilt war, bis zu ihrem Tode in denselben Geleisen zu verlaufen.

Aber der neue Geist ergriff sie. Sie verkaufte ihren Laden und verließ ihr Heim. Der neue Geist gab ihr wunderwirkende Kraft und brachte sie auf ihrem Weg von Heim zu Heim, vom Arbeiterführer zum Industriellen, in London, Skandinavien, Amerika, wo immer er sie hinführte. Er wandelte sie um und machte aus ihr einen nationalen und internationalen Staatsmann – den Prototyp des Staatsmannes der Zukunft.

21

WIE ANFANGEN

Wie können wir mit jener höheren Kraft, höheren Leidenschaft, höheren Weisheit eines neuen Geistes in Berührung kommen, ihn zu einer Wirklichkeit in unserem Leben werden lassen und so neue Menschen werden?

Diese Frage stellen sich viele.

Sie bringt mich zurück zu jenem Mittagessen im Temple, bei dem ich selbst mit dieser dynamischen Kraft in Berührung kam.

Zu jener Zeit war eine Unterhaltung über Gott für mich langweilig. Ich fühlte mich freier und leichter, wenn dieses Thema unberührt blieb. Die interessantesten und klügsten Leute, die ich kannte, waren daran nicht interessiert. Die meisten von ihnen glaubten nicht an Gott. Ich auch nicht.

So schritt ich stolz und freudig in das Abenteuer meines Lebens. Ich wollte es in vollen Zügen genießen.

An jenem Tage erzählte mir mein Nachbar beim Mittagessen im Temple, daß er an Gott glaube.

Ich erwiderte, daß ich es nicht täte. Er fragte mich: «Warum nicht?» Aus irgendeinem Grunde fiel es mir schwer (mir, der ich so gewandt mit der Zunge war, daß ich mich vor Ministern nicht zu scheuen brauchte), eine zwingende Antwort auf diese Frage zu geben.

Ich nahm einen Bissen zu mir, um etwas Zeit zum Überlegen zu gewinnen. Dann sagte ich: «Warum glauben Sie denn an Ihn?»

Er antwortete: «Es ist ebenso unsinnig, darüber zu diskutieren, ob es Gott gibt, als vor einem elektrischen Schalter zu stehen und zu diskutieren, ob das Licht brennt, wenn man andreht. Der eine sagt ja, der andere nein. Schließlich muß man den Schalter knipsen und sehen.»

Ich fragte ihn, was er damit meine. Er sagte mir, daß man es mit Gott ebenso versuchen müsse, um zu sehen, ob er da sei. Er erklärte, daß Gott zu jedem sprechen würde, der bereit sei, zu horchen und zu gehorchen.

Ich sagte, daß mir dies sehr weit hergeholt erscheine. Als ich mir aber den Mann genau ansah, merkte ich, daß er das glaubte, was er mir sagte. Er lebte in einem schnelleren Rhythmus als ich, und er hatte in seinen Augen einen Frieden, nach dem ich mich sehnte, den ich aber nie ergriffen hatte.

Als ich ihm wiederholte, daß ich nicht an Gott glaube, lächelte er und sagte: «Dann macht es ihnen doch auch nichts aus, einmal auf ihn zu hören, nicht wahr? Denn Sie erwarten ja doch nichts davon.»

Er schlug mir vor, daß ich versuchshalber vier Blatt Papier nehmen sollte. Dann sollte ich auf den Kopf jedes Blattes einen der vier unbedingten Grundsätze schreiben, die Christus in seiner Bergpredigt gelehrt

hat, absolute Ehrlichkeit, absolute Reinheit, absolute Selbstlosigkeit und absolute Liebe. Und dann solle ich Gott bitten, mir zu zeigen, wo ich ihnen nicht entspräche, und dann, ohne etwas zurückzuhalten die Gedanken niederschreiben, die mir Gott über mich anhand dieser vier Grundsätze geben würde.

«Sie mögen meinetwegen denken, daß die Gedanken, die Gott Ihnen gibt, ganz gewöhnliche Gedanken sind», sagte er zu mir, «aber seien Sie ehrlich damit».

Und er erzählte mir die Geschichte eines Bauernknechtes. Dieser alte Kerl hatte schwere Gewissensbisse. Schließlich ging er zu einem Bauern und sagte: «Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen. Ich habe Ihnen vor einiger Zeit einen Strick gestohlen.» Sein Herr verzieh ihm und der Knecht ging fort. Aber sein Gewissen wurde noch nicht ruhig, denn er hatte dem Bauern nicht gesagt, daß sich am Ende des Stricks eine Kuh befand, als er ihn stahl.

Ich lebte damals in meinem Klub in der Northumberland Avenue. Am nächsten Morgen richtete ich mich in zynischer Haltung neugierig aber ungläubig in meinem Bett auf und machte den Versuch, den mir dieser Mann vorgeschlagen hatte.

Erinnern Sie sich der Geschichte des kleinen Laufburschen, der vor der Tür des Kaufmannes stand? Auf der Tür war ein Schild: «Vorsicht vor dem Hunde.» Der kleine Junge sagte sich mehrere Male ganz laut: «Es ist gar nichts los hier, es ist gar nichts los hier.»

Dann ging er fröhlich und frech durch die Tür. Aber er verlor doch seinen Hosenboden.

Ich ging durch das Gartentor und glaubte nicht, daß Gott dort wäre. Doch das berührte die Lage nicht im geringsten.

An jenem Morgen in meinem Klub sprach Gott zu mir, wie er zu jedermann spricht, der nicht zu stolz ist, auf ihn zu hören.

Plötzlich wurde mein Sinn erleuchtet. Ich begann, die Wahrheit zu sehen, wie ich war – und wie Gott mich haben wollte.

Einige der Dinge, die ich aufschrieb, hatte ich tief unten in mir schon lange gewußt und hatte immer ängstlich darauf geachtet, sie in der Tiefe festzuhalten, wenn sie Anstalten machten, an die Oberfläche zu kommen. Von anderen hatte ich keine blasse Ahnung.

Aber dann gab es noch etwas ganz Erstaunliches. Einiges von dem, was ich an jenem Morgen auf diese Blätter schrieb, waren Gewohnheiten in Gedanken, Worten und Taten, von denen ich schon lange wußte, daß sie falsch waren. Dennoch hatte ich sie gerne.

Von Zeit zu Zeit hatte ich mich entschlossen, die eine oder andere aus meinem Leben zu streichen, doch nach einem Tag oder zweien waren sie wieder da. Und dann sagte mir Gott, daß sie aufhören mußten. Und ich wußte doch, daß ich es von mir aus nicht konnte.

Ich ging zu dem Mann, der mit mir beim Mittag-

essen im Temple gesprochen hatte. Ich sagte ihm, woran ich war.

Er sagte mir: «Gott wird Ihr Wesen umwandeln – aber nur, wenn sie ihm freie Hand lassen. Wenn Sie alles in Ordnung bringen, was Sie können, wird Gott den Rest in Ordnung bringen.»

Er sagte mir, ich müsse mich ganz einfach entscheiden, ob ich Gott mein Leben übergeben wolle oder nicht. Er fügte in nüchternem Geschäftston hinzu, daß es wie eine Vermögensübergabe sei – daß ich, wenn ich es wirklich so meinte, dies am besten Gott auf den Knien sagen und ihn um Hilfe bitten solle.

Ich ging in mein kleines Dachkämmerlein in der Northumberland Avenue zurück. Ich las mir noch einmal jene vier Blätter mit jenen Anweisungen durch, die mir irgend jemand, ob man ihn nun Gott oder sonstwie nennen will, am Morgen früh so klar eingegeben hatte. Ich sagte mir: «Schön, versuch es einmal. Wenn es nicht geht, braucht es ja niemand zu wissen. Es kann ja nichts schaden.» Aber dennoch sagte etwas in mir, daß die Dinge bei mir niemals wieder wie früher sein würden, wenn ich das tat, was mein Bekannter vorgeschlagen hatte, selbst wenn es nur in der Heimlichkeit meines Zimmers geschähe.

So kniete ich in jenem kleinen Dachkämmerchen in der Northumberland Avenue nieder. Ich betete etwa Folgendes: «Gott, oder wer Du auch immer seist, wenn es Dich gibt, so will ich tun, was Du mir sagst, wenn

Du mir die Kraft dazu geben willst. Aber ich kann dies nicht, wenn Du mir nicht hilfst.»

Dann begann ich, nach den Anweisungen und Gedanken zu handeln, die ich auf jenen vier Blättern niedergeschrieben hatte. Ich begann damit, so viel ich konnte, von dem Unrecht, das ich ändern angetan hatte, in Ordnung zu bringen.

Da waren fünf Pfund, die ich demjenigen zu geben «vergessen» hatte, der mich vor den Universitätskämpfen in Oxford regelmäßig massiert hatte.

Ich mußte eine erheblich größere Summe dem Amt für Erziehung zurückerstatten, das meine Karriere in Oxford teilweise finanziert hatte, damit ich Lehrer werden sollte – was ich dann jedoch nicht wurde.

Dann gab es Entschuldigungen – gegenüber Doë, wie ich schon erzählt habe, und meinem jüngeren Bruder und den Leuten im Büro. Ich mußte einer ganzen Reihe von Leuten sagen, was Abraham Lincoln einmal öffentlich zu einem seiner Generäle sagte: «Sie hatten recht. Ich hatte unrecht. Verzeihen Sie.»

Ich sah klar, daß nur Christus vergeben konnte, während aber nur ich wiedergutmachen konnte. Aber ich wußte, wenn ich nicht meinen Teil des Vertrages erfüllte, konnte ich nicht erwarten, daß Gott sich an ihn hielt und das Wunder Wirklichkeit wurde.

Von jenem Tage an verschwanden Gewohnheiten aus meinem Leben, von denen ich geglaubt hatte, daß ich sie bis zu meinem Tode behalten würde.

Für mich liegt der überzeugende Gottesbeweis darin, daß ich aus täglicher und immer neuer Erfahrung weiß, daß es eine Macht außer uns gibt, die aus uns die Menschen machen kann, die wir alle gerne werden möchten – die uns einen Plan für unser Leben geben kann, der alle Grenzen menschlichen Ehrgeizes und menschlicher Wünsche übersteigt und uns die Kraft, Weisheit und Gnade geben kann, diesem Plan gemäß zu leben. Von jenem Augenblick an, als ich in jenem kleinen Raum in meinem Klub zum erstenmal in meinem Leben beschloß, Gott die Möglichkeit zu geben zu mir zu sprechen, wenn es ihn gäbe, und wirklich ehrlich zu mir selbst über das zu sein, was er mir sagte, war mein Leben umgewandelt.

Soll das heißen, daß ich von jenem Augenblick an vollkommen wurde? Keineswegs. Weit davon entfernt. Ich stolpere und ertaste mir den Weg auf jenem dornigen, engen Pfad, der durch die blutbefleckten Fußspuren der Geschichte gekennzeichnet ist. Es gibt viele Stürze und Schwierigkeiten. Paulus und viele andere schrieben über diese Reise und bahnten uns gewöhnlichen Menschen den Weg.

Aber ich kann eines sagen. Seit ich auf Gott zu hören begann, habe ich neuen Schwung und neues Zielbewußtsein bekommen, welche die Schwierigkeiten, die einst so grau und trübe aussahen, in eine neue Sicht rücken.

Es ist eine freudige menschliche Erfahrung, einen Sinn für die eigene Berufung und einen klaren Platz in

einer großen und wachsenden Armee angeboten zu bekommen, die unter Gottes Führung marschiert, um die Welt neu zu machen. Und jeder von uns kann diese Erfahrung machen.

Seit ich an jenem Tage begann, habe ich jeden Morgen und oftmals am Tage gehorcht, und niemals war Gott stumm. Das würde mich in Erstaunen gesetzt haben, wenn man mir darüber vor einigen Jahren etwas erzählt hätte. Und doch ist es ganz einfach. Es ist gar nichts Geheimnisvolles daran.

Im Verlaufe der Geschichte haben in jedem Zeitalter Männer und Frauen die Führung Gottes erfahren. Cromwell, Washington, Drake, Livingstone, Nightingale – für sie alle war dies der Faktor, der ihrem Leben Farbe und Mut gab. Abraham Lincoln, der in einer Zeit der Krise auf Gott hörte und die Einheit einer Nation aufrechterhielt, sagte: «Ich habe so viele Beweise für Gottes Führung, daß ich nicht daran zweifeln kann, daß diese Macht von oben kommt. Ich bin gewiß, daß der Allmächtige, wenn Er will, daß ich etwas tun oder lassen soll, auch den Weg findet, es mich wissen zu lassen.»

Und wir brauchen nicht ein großer Staatsmann wie Abraham Lincoln zu sein, um unseren Anteil an der Führung der neuen Weltordnung zu übernehmen. Denn der einfache Mensch ist der Mensch der Zukunft. Die einfachen Männer und Frauen vieler Völker, die von neuer Kraft, neuer Leidenschaft und neuer Weis-

heit beseelt sind, werden die Führerschicht beim Neubau der Welt stellen.

Dies ist die Berufung und Überlieferung der wahren Demokratie, die nicht durch die Führung turmhoch erhabener Individuen, sondern unter der Leitung inspirierter Mannschaften neu erblühen kann.

Eine entschlossene Minderheit gewöhnlicher Männer und Frauen – gotterfüllter Niemande – wird den Lauf der Geschichte wenden.

22

DER ROTE FADEN

Unser Erbteil ist von einer kämpferischen Rasse aufgebaut und uns übergeben worden. Sie kämpfte den Kampf der Waffen. Einige überlebten ihn. Einige starben in diesem Kampf.

Sie kämpften den Kampf der Weltanschauungen. Einige überlebten ihn. Andere starben auch in diesem Kampf.

Durch die Jahrhunderte hindurch haben die Kräfte des militanten Materialismus immer wieder versucht, die Welt zu überrennen. In Großbritannien war die Schlacht oft in der Schwebe. Aber immer wieder ist unser christliches Erbgut durch eine kämpferische Gruppe entschlossener Männer bewahrt und weitergetragen worden.

Nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreiches bedrohte das Heidentum Britannien. Damals wurde der Grundstein unserer nationalen Größe von zwei Gruppen von Menschen gelegt, die den weltanschaulichen Kampf um Britannien in einer Zangenbewegung von Schottland bis Kent führten. Sie wurden von Columban und Augustin geführt. Diese Menschen stimmten miteinander in Einzelheiten nicht überein, und doch waren sie Alliierte im weltanschaulichen

Kämpfe. Sie machten einen Plan. Sie vertrieben die heidnische Philosophie aus dem Geist des Volkes und ersetzten sie durch eine bessere, große Idee.

So wurde Britannien in wenigen Generationen von einer unbedeutenden Anzahl barbarischer Königreiche zu einer Nation geschmolzen, deren christliches Leben und Wissen ein Licht für Europa wurde.

Dann kam der Gegenangriff. Die Normannen fielen in das Land ein und überrannten es fast. Sie brachten die Verehrung des Blutes und den Kult einer Über-
rasse mit sich.

Aber Alfred war König von England. Er war ein weitsichtiger Staatsmann. Er verbrachte jeden Tag viele Stunden damit, Gottes Führung zu suchen.

Sein Glaube klingt noch über Jahrhunderte hinweg: «So sage ich denn wie alle guten Christen, daß die göttliche Vorsehung und nicht das Schicksal regiert.»

Er kämpfte den weltanschaulichen Kampf und gewann ihn. Er bekehrte den dänischen König Guthrom zum Christentum und stand bei seiner Taufe Pate. Er nahm die Sinne und den Willen seiner Feinde mit einer größeren Idee als der ihrigen gefangen, nachdem er sie in der Schlacht überwunden hatte.

Sir Charles Oman sagt in seiner Geschichte Englands: «Alfred machte Geschichte, er war einer jener seltenen Geister, die wirklich die Gewalt der Umstände brechen und scheinbar unausweichliche Folgen abwenden. Er war der erste erfolgreiche Vorkämpfer

eines christlichen Europas gegen die alles durchdringenden und alles erobernden Wikingerschwärme.»

Ein neuer Angriff der Kräfte des Materialismus folgte in der Renaissance. Die Renaissance war ein großes Erwachen des menschlichen Geistes. Aber in vielen Ländern degenerierte sie zu einem Rückschritt in den weltweiten heidnischen Materialismus, wo die Schönheit der menschlichen Form als höchste Schönheit und der menschliche Geist als stärkste schöpferische Kraft dargestellt wurde.

In England wurde der weltanschauliche Kampf von einigen Gruppen entschlossener Männer gekämpft und gewonnen. Zunächst errichteten Dekan Colet, Sir Thomas More und Erasmus in London und Oxford einen Wall gegen die Tendenzen ihres Zeitalters. Einige von ihnen starben für ihren Glauben. Dann hielten in Cambridge Tymdale und Coverdale wieder die Fackeln hoch.

Diese beiden Gruppen von Menschen, in ihrem Charakter verschieden und einander in gewissen Punkten entgegengesetzt, waren dennoch dynamische und wirksame Verbündete im weltanschaulichen Kampf. Durch ihre Lebensqualität und ihre erleuchtete Strategie trugen sie in weitem Umfange dazu bei, die christliche Tradition in der Renaissance in England zu retten und weiterzuentwickeln. Ohne sie wäre die Literatur und der Unternehmungsgeist der elisabethanischen Aera mit all ihrer Leidenschaft, ihrem Feuer und

Genius unmöglich gewesen. Ohne sie hätte es keinen Shakespeare, keinen Milton, keinen Cromwell und keine Pilgerväter gegeben.

Durch den Geist, den sie verbreiteten, entstand der kämpferische Glaube, der Männer vom Schlage Drakes und Howards von Effingham, die gemeinsam die Armada zurückschlugen. Durch sie wurde die Bibel das Volksbuch, das erste und einzige Buch, welches das Volk je gehabt hatte. Ihre Sprache wurde die Sprache des einfachen Menschen jener Tage und ihre Grundüberzeugung wurde zum allgemein anerkannten Rahmen unseres nationalen Lebens.

Stets waren im Laufe der britischen Geschichte die Höhepunkte des weltanschaulichen Kampfes mehr als nur eine Anstrengung, das bestehende christliche Erbgut zu retten. Es geht um den ewigen Kampf, ob auf der Reise des Menschen eine neue Stufe und ein frischer Schritt erfolgen, oder ob Großbritannien wieder in den Dschungel zurückgeworfen werden soll.

Das 18. Jahrhundert war eine Periode der «Vernunft» ohne Religion. Als das Jahrhundert fortschritt, spiegelte sich die moralische Dekadenz in der Dekadenz der Politik wieder. Wir sanken in unserem nationalen Dasein auf einen Tiefstand.

Für einige Zeit erhellte das Feuer und der Genius von Chatham die Dunkelheit. Aber er kannte nicht das Geheimnis jener höheren Macht eines neuen Geistes. Er verstand es nicht, der ganzen Nation eine dauer-

hafte Kraft zu geben. Er konnte die Begeisterung entflammen, aber nicht moralische Charakterstärke inspirieren. Der Bankrott der Politik endete in dem Verlust der amerikanischen Kolonien.

So unterhöhlte der Materialismus vor weniger als 200 Jahren ein Weltreich.

Die Amerikaner schlugen uns im Kampf der Waffen. Aber die wirkliche Niederlage erlitten wir im weltanschaulichen Kampf. Die Amerikaner hatten das Recht auf ihrer Seite, als sie gegen uns kämpften. Und wir hatten in unserem nationalen Leben keine Idee, die groß genug gewesen wäre, uns die Liebe derer zu gewinnen und zu erhalten, die eine neue Welt gegründet hatten.

Schließlich war Großbritannien nach wenigen Jahren in einen weltweiten Krieg der Weltanschauungen verwickelt. Wir sahen uns der materialistischen Revolution in Frankreich gegenüber, einer Revolution der Linken, die im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit die Weltherrschaft erstrebte und von dem überragendsten Militärgenie des Zeitalters geführt wurde.

Aber Napoleon wurde in einem langwierigen Kriege geschlagen und wir fuhren fort, ein Weltreich zu schaffen, das auf der christlichen Idee des Verwalters aufbaut. Wie?

Die Antwort liegt im Leben und Denken von Menschen wie Wesley und Wilberforce. Sie überwandten

die anstürmenden Kräfte des Materialismus mit dem Feuer einer großen Wiedergeburt.

Sie trugen unser christliches Erbgut weiter. Sie retteten uns vor Revolution und Niederlage. Sie brachten dem Land die geistige Kraft und moralische Zähigkeit, die ihm kämpferische Ausdauer verlieh. Sie kämpften im weltanschaulichen Kampf darum, das Denken und Leben der Millionen zu gewinnen. Großbritannien begann, Ideen und nicht nur Waren auszuführen. In den Generationen nach Waterloo halfen die britischen Ideen einer christlichen Demokratie und staatsmännischen Haltung, die in der großen Gewerkschaftsbewegung ihren Ausdruck fanden, mit, Freiheit von Sklaverei und Unterdrückung, parlamentarische Regierung und persönliche Freiheit und Gerechtigkeit für alle zu erringen. Sie begannen das Leben vieler Länder zu formen und dem Weltreich die Kraft einer machtvollen Idee zu geben.

Vor dem letzten Kriege setzte die Reaktion des Materialismus ein. Reaktion ist das richtige Wort. Die «Ismen», welche im Namen des Fortschrittes die Menschheit wieder in den Dschungel zurückführen wollen, sind die reaktionärsten Bewegungen in der Geschichte. Die Ideale der Vergangenheit, die in unserem christlichen Glauben wurzeln, wurden durch die großen Ideen von Menschen wie Voltaire, Thomas Huxley und Marx in Frage gestellt.

Die Jahre nach 1918 bedeuten für uns als Nation einen Tiefstand in unserer geistigen Größe.

Darum hatten wir am Friedentisch und danach nichts zu geben. Wir diktierten Friedensbedingungen, die weniger Grundsätzen, als den Umständen dienten. Wie alle materialistischen Heilmittel für moralische Krankheiten hatten sie keinen Erfolg. Wir hatten keinen kämpferischen Glauben, der die Besiegten gepackt und inspiriert hätte.

Wir versetzten sie in einen trostlosen Zustand. Wir nahmen ihnen die alten Bindungen und Treueverhältnisse, in denen sie gelebt hatten, ohne etwas anderes an deren Stelle zu setzen. Wir überließen sie bitter, zynisch, verstümmelt und ohne innern Halt dem Materialismus als Beute. Als Hitler kam, fand er ein geistiges Vakuum vor, das er mit seiner Weltanschauung ausfüllen konnte.

Unterdessen klammerten wir uns an ein verwässertes Christentum und einen Allerweltsmaterialismus. So waren wir geistig nicht vorbereitet, als der Kampf nach zwanzig Jahren von neuem begann. Wir hatten den materialistischen Komfort behalten und ihn unseren Feinden genommen. Das machte sie härter und schwächte uns.

Wir blieben Zuschauer in einer Welt, die von mächtigen Fluten rivalisierender revolutionärer Weltanschauungen überschwemmt wurde. Diese Fluten strömten immer noch weiter. Es sind Ideen, die das Herz der Menschen ergreifen und die nicht auf dem Schlachtfeld besiegt werden können.

Einige hoffen, daß die «Gemäßigten» die Ordnung in einer Welt von sich bekämpfenden Weltanschauungen aufrechterhalten können. Sie gleichen den gemäßigten Schafen, welche meinten, sie könnten die Ordnung zwischen dem wütenden Schakal und dem grimigen Wolf aufrechterhalten.

Sie gleichen jenem betrunkenen Irländer, der in einer dunkeln Nacht nach Hause radelte. Da sah er die Lichter zweier Fahrräder auf sich zukommen. «Ich werde ganz einfach zwischen ihnen hindurchsteuern», sagte er, aber es waren die beiden Scheinwerfer eines Lastwagens.

Heute befreien die Armeen der Alliierten die Gefangenen Europas und Asiens aus ihren Ketten. Aber wenn diese Armeen nicht auch eine befreiende Weltanschauung mitbringen, die stark genug ist, den Geist der Menschen frei zu machen, wer will dann voraussagen, wie sich die Welt weiter entwickeln wird? Es gibt eine alte Geschichte von dem Haus, das gesäubert und vom Teufel befreit wurde – und weil niemand es in Besitz nahm, nahmen sieben Teufel, schlimmer als der erste, dort ihre Wohnung. Der letzte Zustand des Hauses war schlimmer als der erste.

Tausend Jahre hindurch ist Großbritannien durch Sturm und Sonnenschein von der fortschrittlichsten und revolutionärsten Idee geformt und gestaltet worden, die bisher das Denken der Menschheit bildete und führte. Es ist die Idee, daß diejenigen Männer und

Frauen die wahren Patrioten sind, die eine Umwandlung ihres Herzens durchmachen, um den Notwendigkeiten der Zukunft gerecht zu werden, daß die Menschheit auf dem Marsch ist und anders werden wird – und daß es nicht die Bestimmung der menschlichen Natur ist, das ganze Leben hindurch gleich zu bleiben.

Wir brauchen eine größere Idee als irgendeinen «Ismus», um den sich bekämpfenden Weltanschauungen zuvorzukommen, welche heute um die Weltherrschaft kämpfen. Wir brauchen die Weltanschauung, die eine Antwort gibt, und die große Idee, die die Leidenschaft, Weisheit und Überzeugungskraft der Rechten und Linken bei weitem übertrifft, die die Herzen und die Motive der Menschen wandelt und das «Gib mir» zu einem «Gib dir» werden läßt.

Darin liegt die Zukunft. Sie wird gestützt durch die höhere Kraft des Geistes des lebendigen Gottes. Sie ist nicht eine Mischung politischer Programme oder ein Mittelweg zwischen einander entgegengesetzten Gruppen von Pläneschmiedern. Sie ist ein alles überspannender und inspirierender Lebensweg.

23

MUTIG WÄHLT DER TAPFERE

So kommen wir beide zusammen an das Ende unserer alten Reise und beginnen gemeinsam eine neue. Wir haben uns niemals vorher getroffen und wir werden uns nie wieder trennen. Wir können zu den Mächtigen der Geschichte gehören. Von diesem Tage an können wir in den Reihen der immer größer werdenden Armee einfacher Männer und Frauen stehen, deren Bestimmung es ist, ihr Volk und alle Völker größer zu machen.

Großbritannien ist ein Land der Vergangenheit – und ein Land der Zukunft. Es gibt dort so viele Dinge, welche im menschlichen Herzen Liebe hervorrufen. Wenn wir, du und ich, miteinander an diese Dinge denken und sie in tiefer Verbundenheit des Geistes an uns vorbeiziehen lassen, treten Bilder Englands vor uns hin, seine Landschaft, seine Gerüche, seine Klänge. Sie ergreifen die verborgensten Winkel unseres Wesens.

Vielleicht sind es Erinnerungen an die britischen Gewässer, an die glatten Schatten der Forellen in den stürzenden Bächen, an das langsame und gedankenvolle Gleiten der tiefen Flüsse durch das weite Land und vor allem an das Meer, den Gürtel und Ruhm unserer Inseln, vielfältig, wild, ruhelos, kalt, grau und grün, Jahr-

hunderte hindurch unser Schild und ein Weckruf an die Menschen britischer Herkunft.

Das Meer, welches mutige Herzen trug, die ein Weltreich gründeten, und den Pilgervätern bei ihrer inspirierten Reise zum Bau einer neuen Welt ein Heiligtum bedeutete.

Vielleicht ist es der Klang eines Lachens an einem Kamin, ländliche Stimmen, die in der sommerlichen Abenddämmerung über das Feld heimwärtsfluten, wenn die letzte Kornladung in den Schober gezogen ist und leichter Nebel von den feuchten Wiesen aufsteigt, oder das Rauschen und Blasen des Windes in den Bäumen und um unsere traulichen Heime in einer kalten Weihnachtsnacht.

Vielleicht erinnern wir uns der Täler im Frühling mit den weißen Blüten, welche die rote Erde des Westlandes bedecken, an die grauen Meere im Norden mit dem Granit der Hügel und dem warmen Herzen des Volkes, die weich gerundeten Niederungen im Süden mit plumpgesichtigen Schafen und weißen Klippen, oder das fruchtbare Land in Ostanglien, das Pflugland des alten Englands mit dem rotköpfigen Rindvieh und den schweren Suffolkpferden, die über das Moor laufen und ihren Atem aus ihren Nüstern wie aus einer Zwillingstrompete in die frostige Luft herausstoßen.

Vielleicht wurde unser Atem und Herz am meisten gefangengenommen durch den feinen, einfachen Geruch eines Feuers im Walde an einem Herbstabend,

dem gleichen Duft, den unsere Vorfahren auf der Insel von Generation zu Generation kannten, schon ehe die Römer kamen.

Alle diese Dinge haben wir beide geerbt; wir haben die grünen Felder und Dornhecken und wilden Blumen, die Schätze der Literatur und Kunst der Jahrhunderte, und vor allem den Charakter und die gesammelten Erfahrungen eines großen Volkes geerbt. Unser Erbe und das Leben selbst gaben uns alle diese Dinge, gleichgültig, in welcher Umgebung wir leben, gleichgültig, ob wir unsere Tage im Dienste der Krone, zu Hause oder in Übersee, im Leben und Treiben der Städte, in Autobussen, Untergrundbahnen und Eisenbahnzügen, in Frack und Zylinder, im Schweiß und der Gefahr der Kohlengruben oder in der Anstrengung und dem Lärm der Fabriken, Büros oder Werften verbringen.

Diese Dinge haben wir geerbt. Die Geschichte wird aufzeichnen, was wir beide aus unserem Erbteil machen.

Viele planen für die Zukunft. Aber du und ich sind die lebendige Zukunft.

Denn wenn du und ich, alltägliche Männer und Frauen und gemeinsame Kämpfer für die Gestaltung der Dinge, die kommen sollen, mit unserem Rahmen aus Staub, Schmutz und Wasser, von denselben Begierden getrieben, von denselben Versuchungen bedrückt, von derselben Kraft vorwärtsgetragen, den Entschluß fassen, leisten wir einen entscheidenden Beitrag.

Wir kennen das kostbarste Geheimnis dieser und jeder Generation, das Geheimnis, das die Welt neu machen kann. Wir besitzen eine Idee, die groß genug ist, alle andern Ideen zu überwinden, die Kräfte des Geistes, Herzens und Willens von Millionen zu einer einheitlichen Aktion zu mobilisieren.

Die Zeit ist nicht auf unserer Seite, wenn wir sie nicht nutzen. Die Tradition ist nicht auf unserer Seite – wenn wir sie nicht leben und neu schaffen.

Gott ist nicht auf unserer Seite – wenn wir nicht horchen und gehorchen.

Die Geschichte wird geschrieben je nach der Wahl, die du und ich heute treffen. Es ist die erregendste Entscheidung der menschlichen Geschichte.

Denn eins ist sicher. Wir stehen an der Schwelle eines neuen Zeitalters. Irgendein neues Zeitalter wird hereinbrechen mit all dem Schweiß, Blut und Todeskampf einer neuen Schöpfung.

Es kann Gottes Gedanke eines neuen Zeitalters sein. Wenn nicht, wird es irgendein anderes neues Zeitalter sein. Und wir, die gewöhnlichen Menschen uns res Volkes, die wir heute auf unseren Stühlen sitzen, wir alleine, Menschen des Schicksals, entscheiden.

Einmal muß sich jedermann
und auch jedes Volk entscheiden,
mutig wählt der Tapfere dann,
nur der Feigling steht beiseiten.

INHALT

1. Du und ich	7
2. Muster ohne Wert	12
3. Der rote Lenin und die weißen Frackhemden	19
4. König Sport	33
5. Lord Beaverbrook zähmt ein Pferd	52
6. Hinter den Kulissen von Westminster	63
7. Leb' wohl, mein Herz	72
8. Churchill schärft sein Schwert	93
9. Ein unerwarteter Schlag	102
10. Was ist eigentlich los?	108
11. Der Kampf der Weltanschauungen	115
12. Der Mann der Zukunft	124
13. Achtung, Lebensgefahr!	138
14. Kommt mit mir heim	152
15. Vater wird erzogen	167
16. Kampf um die Herrschaft	180
17. Von der Feder zum Pflug	198
18. Berufung zum Dienst	218
19. Ein Haus – ein Heim	238
20. Wir brauchen neue Menschen	249
21. Wie anfangen?	265
22. Der rote Faden	274
23. Mutig wählt der Tapfere	283